

BRENTANO STUDIEN

INTERNATIONALES JAHRBUCH DER FRANZ BRENTANO FORSCHUNG

Band 10 (2002/2003), 2. verbesserte Auflage 2006

ESSAYS ÜBER CARL STUMPF UND FRANZ BRENTANO

BRENTANO STUDIEN

INTERNATIONALES JAHRBUCH DER FRANZ BRENTANO FORSCHUNG

Band 10 (2002/2003), 2. verbesserte Auflage 2006

ESSAYS ÜBER CARL STUMPF UND FRANZ BRENTANO

Herausgegeben von Wilhelm Baumgartner (Würzburg)
und Andrea Reimherr (Würzburg)

Im Auftrag der
Internationalen Franz Brentano Gesellschaft e.V. (Würzburg)
in Verbindung mit der
Franz Brentano Foundation (Boston)

EDITORIAL BOARD

LILIANA ALBERSTAZZI (Trento/Italia), JOHANNES BRANDL (Salzburg/Österreich), RODERICK M. CHISHOLM † (Barrington, R.I./USA), REINHARD FABIAN (Graz/Österreich), ROLF GEORGE (Waterloo/Canada), RUDOLF HALLER (Graz/Österreich), KLAUS HEDWIG (Kerkrade/Niederland), DALE JACQUETTE (Penn State Univ./USA), SUSAN KRANTZ (St. Anselm, N.H./USA), MICHELE LENOCI (Milano/Italia), ULLRICH MELLE (Leuven/Belgie), BENITO MÜLLER (Oxford/Great Britain), KEVIN MULLIGAN (Genève/Suisse), ARMANDO RIGOBELLO (Roma/Italia), KARL SCHUHMANN † (Utrecht/Niederland), PETER SIMONS (Leeds/Great Britain), BARRY SMITH (SUNY at Buffalo/USA), FRANCO VOLPI (Padova/ Italia), JOSEF WERLE (Trier/BRD)

Würzburg

Anschrift des Herausgebers und der Redaktion
Franz Brentano Forschung, Institut für Philosophie
Julius Maximilians Universität Würzburg
Residenzplatz 2, D-97070 Würzburg
Germany

Lektorat: Elisabeth Baumgartner

Bibliographische Informationen Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
Der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über:
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2. verbesserte Auflage, 2006
Verlag J.H. Röll GmbH, Dettelbach
P.O. Box 1109, D-97335 Dettelbach, Germany
Phone +49 (+9324) 99 77-0; Fax +49 (+9324) 99 77-1

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art,
auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier
Umschlaggestaltung: Axel Weiss, Obernbreit
Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röll GmbH

Printed in Germany
ISSN 0935-7009
ISBN 3-89754-104-1

Inhalt / Table of Contents

I. Aufsätze zum Thema

ESSAYS ÜBER CARL STUMPF UND FRANZ BRENTANO

DIETER MÜNCH

Erkenntnistheorie und Psychologie.

Die Wissenschaftliche Weltauffassung Carl Stumpfs 11

Das Verhältnis von Erkenntnistheorie und Psychologie, das in der Kognitions- und Neurowissenschaft wieder an Aktualität gewonnen hat, ist für einen im aristotelischen Weltbild denkenden Philosophen wie Carl Stumpf gegeben; nicht so für einen Philosophen im Sinne Kants, der Erkenntnistheorie als unabhängig von (empirischer) Psychologie sieht. Stumpf steht in der durch Kant zurückgedrängten aristotelischen Tradition, zu der auch die Kognitionswissenschaft gehört, die in Deutschland nicht so recht Fuss fassen kann. Sie ist von der Überzeugung getragen, dass Probleme, die mit Kognitionen zu tun haben, nur mit Hilfe empirischer Wissenschaften behandelt werden können. Hier ist von besonderem Interesse, ein Stück traditioneller Kognitionswissenschaft zu behandeln, um die aktuelle Kognitionswissenschaft zu befruchten und um die (vergessene) aristotelische Tradition wieder ins Blickfeld zu rücken. Stumpfs Philosophie stellt einen Orientierungspunkt für die Gegenwartsphilosophie dar. Sie zeigt, dass eine wissenschaftliche Philosophie möglich ist, die sich weder in die Sackgasse der Transzendentalphilosophie begibt, noch einem Reduktionismus das Wort redet, und sich auch nicht auf die Analyse der Sprache zurückzieht und dabei das Interesse an den Ergebnissen der empirischen Wissenschaft verliert.

ARKADIUSZ CHRUDZIMSKI

Wozu brauchte Carl Stumpf Sachverhalte? 65

Die Frage einer Ontologie der propositionalen Entitäten spielt eine besondere Rolle u.a. in der Brentano-Schule.

Bei Stumpf werden die propositionale Inhalte gesehen als ontologisch abhängig von psychischen Funktionen, in denen jene Inhalte – im Unterschied zu den bewusstseinsunabhängigen Objekten der Erscheinungen – gegeben sind. In einem Urteil bezieht man sich auf ein transzendentales Objekt durch einen immanenten propositionalen Inhalt der Art, dass die immanent vermittelte Entität als propositionaler Inhalt fungiert. Die Artikulierung der inneren Struktur des analysierten Objekts nimmt immer eine propositionale Form an.

RICCARDO MARTINELLI

Descriptive Empiricism: Stumpf on Sensation and Presentation 81

Stumpf originally develops Brentano's descriptive psychology in an empirical sense. In his theory, a systematic and experimental analysis of reliable intersubjective judgments is substituted for Brentano's ultimate evidence of inner perception. As a descriptive empiricist, Stumpf needs to explain the relationship between sensations and presentations. His mature solution for this classical problem comes in 1918. Stumpf assumes a continuous scale of intensities, whose lower and upper zone correspond to presentations and sensations. During evolution, experience provides an adjustment of this scale, finally used as a measurement instrument by the soul. Stumpf's solution appears as a coherent development of the primary postulates of descriptive psychology.

LILIANA ALBERTAZZI

Franz Brentano's psychology today.

A programme of empirical and experimental metaphysics 101

In this article I try to emphasise the following three main points:

1. Brentano's metaphysics is *not speculative*; it is instead a *programme for scientific research*. 2. Some components of his metaphysics, especially those relating to the problem of *perceptive continua* – and many aspects of it developed experimentally by his pupils – are today discussed not only by philosophy but also by the cognitive sciences, more or less accurately, more or less consciously. 3. Some areas of the cognitive sciences express the *need for a scientifically – even neurophysiologically – founded theory of intentionality*.

MARIETJE VAN DER SCHAAR

Brentano on Logic, Truth and Evidence 113

In this paper it will be argued that Brentano's later writings about this topic can be understood better if one describes it as a result partly of his immanent development and partly of Brentano's reactions to his contemporaries.

KARL-ERNST BÜHLER

Die Bedeutung der Deskriptiven Psychologie Brentanos

für die Psychotherapie 143

Die deskriptive Psychologie wurde dar- und der genetischen Psychologie gegenübergestellt. Intentionalität als psychische Beziehung auf ein intentionales Objekt wurde diskutiert. Die Grundklassen von Modi der psychischen Beziehung wurden aufgeführt, d.h. Vorstellung, Urteil und Gemütsbewegung, die Teile eines Ganzen bilden, das als Bewußtseinsfeld bezeichnet wird. Neben den Grundklassen finden noch weitere Klassen von Modi, der *modus rectus* und der *modus obliquus* Erwähnung sowie

ergänzend die temporalen Differenzen. Modus rectus und modus obliquus bilden die Grundlage für ein primäres und ein sekundäres Denkbjekt, die wiederum die Grundlage für das Selbstbewußtsein und die Introspektion darstellen. Die Konzeption der Einheit des Bewußtseins wurde erläutert. Die Konzeption der Evidenz der inneren Wahrnehmung wurde diskutiert in Abgrenzung von der Möglichkeit einer phänomenbezogenen Konzeption des Unbewußten.

ION TANASESCU

Das Seiende als Wahres und das Sein der Kopula

in der Dissertation Brentanos 167

Die Abhandlung behandelt die zwei Bedeutungen des Seienden als Wahres, die laut Brentano in der Aristotelischen Metaphysik einbegriffen sind: die Korrespondenztheorie der Wahrheit und das, was Brentano das Sein der Kopula nennt. Die Analyse dieser Bedeutung wird an Hand des Leitfadens der uneigentlichen Prädikationsweise aufgerollt, um zu erforschen, ob das Gebiet des Seienden als Wahres ein einheitliches ist, und ob sich die Behandlung des Seins der Kopula als eine Vorwegnahme der idiogenetischen Urteilstheorie Brentanos bewerten läßt.

WOLFGANG HUEMER

Die Entwicklung von Brentanos Theorie des Zeitbewusstseins 185

Brentano hat das Zeit-Problem in verschiedenen Phasen seiner Philosophie aus verschiedenen Perspektiven zu lösen gesucht, die in vier Phasen eingeteilt werden können: Erstens die frühe Würzburger Phase, in der er die Zeitdifferenzen in der Weise des urteilenden Verhaltens sieht; zweitens die frühe Wiener Phase, in der er besonderes Augenmerk auf die zeitlichen Unterschiede als Unterschiede des Gegenstands legt, aber diese seine Auffassung des kontinuierlichen Zeitübergangs auch einer 3-fachen Kritik unterzieht; drittens die Charakterisierung der Zeitunterschiede als Unterschiede des Urteilsmodus; viertens die Auffassung der zeitlichen Unterschiede als Unterschiede des Vorstellens.

ARKADIUSZ CHRUDZIMSKI

Brentano's Late Ontology 217

In the present paper I want to give an interpretation of Brentano's late, nominalistic ontology. There are two aspects of this theory: the conception of individual properties containing their substances, presented mainly in the fragments collected in Brentano's *Theory of Categories* and the conceptualistic reduction virtually involved in Brentano's definition of truth.

MARCO BUZZONI

Popper, Brentano und der wissenschaftstheoretische

Status der Humanwissenschaften 231

In Poppers Sozialphilosophie bilden zwei an sich berechnete Ansprüche eine schwer zu lösende Antinomie: Einerseits, der „methodologische Individualismus“, der ein wichtiges personalistisches Motiv enthält, und andererseits die „Situationslogik“, die die Reduzierung des Gegenstandes der Sozialwissenschaften auf eine atomare Summe von Individuen verhindern soll (§ 1). Auch bei Brentano ist es möglich, personalistische Themen zu finden, und zwar nicht nur bei seiner Ablehnung der *entia rationis*, sondern auch bei seiner Interpretation des Unbewussten, die an eine Tradition anknüpft, die sich bis Augustinus zurückverfolgen lässt und von Jaspers so wie vom heutigen Personalismus fortgesetzt wurde. Das Unbewusste stellt einerseits den Inbegriff der konstanten und reproduzierbaren Strukturen des menschlichen Denkens und Handelns dar, bleibt es aber andererseits nur insofern ausnahmslos auf die einzelne Person wirksam, als sie die unbewussten Regelmäßigkeiten nicht zurückruft und wieder in ihr Bewusstsein auftauchen lässt (§ 2). Durch diesen Begriff des Unbewussten ist es möglich, den Gegenstand der Humanwissenschaften so zu bestimmen, dass auch Poppers Antinomie gelöst wird (§ 3).

ELIZABETH VALENTINE

The Relation of Brentano to British Philosophy 255

Brentano's work has had, and has, its greatest influence in Austria, Germany, Poland and Italy, but its importance for an understanding of British analytical philosophy is increasingly being recognised.

ULLIN T. PLACE †

Some Thoughts on the Work of the Würzburg School and the

Controversy it provoked, prompted by a Visit

to Würzburg 10-16 October 1989 261

Der Autor berichtet über einen Besuch in Würzburg und der Suche nach Spuren der „Würzburger Schule“ und kommt dabei auf einige grundsätzliche Fragen der „Denkpsychologie“ zu sprechen. Dabei korrigiert er alte Missverständnisse, die er großen Teils in der unterschiedlichen Verwendung der Terminologie bzw. in ihrer Übersetzung (speziell: ‚Introspektion‘; ‚Selbstbeobachtung‘ vs. Brentanos ‚Innere Wahrnehmung‘) erblickt und schildert die (durch Behaviourismus, Gestaltpsychologie und Psychoanalyse unterbrochene, durch Computermodelle wieder aktuell gewordene) Wirkung für die Gegenwartpsychologie.

II. Besprechungsteil

Rezensionen	281
Wilhelm Baumgartner:	
ARKADIUSZ CHRUDZIMSKI: <i>Intentionalitätstheorie beim frühen Brentano</i> , Dordrecht / Boston / London: Kluwer Academic Publishers 2001, 290 S.	
Edoardo Fugali:	
MAURO ANTONELLI, <i>Seiendes Bewusstsein, Intentionalität im Frühwerk von Franz Brentano</i> . Freiburg/München: Alber, 2001, 483 S.	
Angelo Marocco:	
LILIANA ALBERTAZZI, <i>Introduzione a Brentano</i> . Bari-Roma: Laterza 1999, 187 p.	
Sergio Sánchez-Migalón:	
ALEANDRO LLANO, <i>El enigma de la representación</i> . Madrid: Editorial Síntesis, 1999, 303 S.	
 Die Autoren dieses Bandes	 305
 Karl Schuhmann zum Gedenken	 307

Wozu brauchte Carl Stumpf Sachverhalte?*

1. Die propositionalen Entitäten

Der Streit um die die Natur und Legitimität der propositionalen Entitäten stellt eines der wenigen ontologischen Themen dar, das man als speziell für die zeitgenössische Philosophie charakteristisch betrachten kann. Die propositionalen Entitäten sind die Gegenstände, die als ontologische Korrelate den vollständigen Sätzen in einer ähnlichen Weise zugeordnet werden, wie die (nominalen) Objekte mit den Namen korreliert werden. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnen die Philosophen, solche Entitäten mit allem ontologischen Ernst zu nehmen. Die Vorgeschichte des Problems bilden die klassischen Stellen der *Wissenschaftslehre*, wo Bolzano von den *Sätzen an sich* lehrt. (Bolzano (1837), Bd. I, § 19)¹ Eine sprunghafte Entwicklung der Ontologie der propositionalen Entitäten hat allerdings in der Brentano-Schule stattgefunden. Die Kulmination dieser Entwicklung bildet ohne Zweifel die Theorie der außerseienden *Objektive* Meinongs. (Meinong (1910/1977)) Eine parallele, unabhängige Linie finden wir bei Frege, der jedem Satz als seinen Sinn einen propositionalen *Gedanken* zuordnet. (Frege (1892), Frege (1918)) Der Kern der Theorie, der den Theorien von Frege und von Meinong gemeinsam ist, läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

(1) Jede Aussage (sowohl wahre als auch falsche) hat als ihr ontologisches Korrelat eine propositionale Entität. Diese propositionale Entität ist das, was man normalerweise Bedeutung des Satzes nennt. In Zusammenhang mit der Auffassung, die die Intentionalität der Sprache auf die Intentionalität der durch die Sprache ausgedrückten psychischen Zustände zurückführt, betrachtet man diese propositionale Entität zugleich als den Inhalt der entsprechenden propositionalen Einstellung – eines psychischen Zustands, wie Urteil oder Überzeugung, der durch die entsprechende Aussage ausgedrückt wird. Der Satz „Schnee ist weiß“ bedeutet also, *dass Schnee weiß ist*. Und dasselbe, d.h., *dass Schnee weiß ist*, ist auch der Inhalt des Urteils, das durch diesen Satz ausgedrückt wird. *Es gibt* also

– behauptet man – *etwas*, was die Bedeutung dieses Satzes und der Inhalt dieses Urteils ist. Dieses „etwas“ ist die propositionale Entität, *dass Schnee weiß ist*.

(2) Sollten zwei verschiedene Sätze dieselbe Bedeutung (bzw. zwei propositionale Einstellungen denselben Inhalt) haben, müssen sie sich in dieser Weise auf dieselbe propositionale Entität beziehen. Die propositionalen Entitäten sind demgemäß *intersubjektiv*. Sie können als identisch dieselben durch viele Subjekte „erfaßt werden“. Sie bilden die ontische Grundlage der intersubjektiven Kommunikation.

(3) Die Wahrheit und Falschheit sind primär die Eigenschaften dieser propositionalen Entitäten. Ein wahrer Satz (bzw. ein wahres Urteil) ist ein Satz, der eine wahre propositionale Entität bedeutet (zum Inhalt hat). Ein falscher Satz (falsches Urteil) ist ein Satz (Urteil), der (das) eine falsche propositionale Entität bedeutet (zum Inhalt hat). Die propositionalen Entitäten werden also als die primären Wahrheitsträger betrachtet und sie brauchen natürlich keine zusätzliche Wahrmacher. Die Wahrheit / Falschheit wird nicht als ihre relationale, sondern als ihre absolute (monadische) Eigenschaft interpretiert. Wer die Zuschreibung der Wahrheit / Falschheit an die objektiven propositionalen Entitäten als besonders unnatürlich empfindet, kann stattdessen vom Bestehen bzw. nicht Bestehen der entsprechenden propositionalen Entität sprechen und die Bezeichnung „wahr / falsch“ für die Sätze bzw. psychischen Zustände reservieren. Die eigentlichen Wahrheitsträger wären in diesem Fall Sätze bzw. Urteile, die Wahrheit / Falschheit würde als ihre relationale Eigenschaft interpretiert, und als Wahrmacher würden die Tatsachen, dass eine bestimmte propositionale Entität besteht, funktionieren. Das alles ist jedoch natürlich nur die Frage der sprachlichen Konvention. Meinong verwendet beispielweise beide Redeweisen. (Vgl. Meinong (1910/1977), 94; Meinong (1915/1972), 38 ff.) Was wichtig ist, ist die Tatsache, dass die propositionalen Entitäten nicht nur *intersubjektiv*, sondern auch *objektiv* sind. Sie sind nicht nur als streng identisch von vielen Subjekten erfaßbar. Darüber hinaus ist ihre Wahrheit oder Falschheit (bzw. ihr Bestehen oder Nicht-Bestehen) von der aktuellen und möglichen kognitiven Tätigkeit der Subjekte (insbesondere davon, ob die entsprechenden Sätze bzw. Urteile epistemisch begründet sind bzw. sein können) völlig unabhängig. Die propositionalen Entitäten bilden demgemäß die Grundlage der Objektivität der Wahrheit.

(4) Die ontologische Frage, die dadurch noch nicht entschieden ist, ist, ob auch die bloße Existenz der (bestehenden und nicht bestehenden) propositionalen Entitäten von der kognitiven Tätigkeit der Subjekte in

dieser Weise unabhängig ist. Gibt es die propositionalen Entitäten, die von niemandem erfaßt werden? Eine konsequente Entwicklung der Theorie suggeriert, dass es solche propositionalen Entitäten auf jeden Fall gibt. Sowohl Meinong als auch Frege nehmen diese Verstärkung an.

(5) Auf dem Boden einer solchen Theorie ist es sehr natürlich anzunehmen, dass die logischen Verhältnisse primär zwischen den so verstandenen propositionalen Entitäten bestehen. Die Autorität der Logik kann demgemäß auf gewisse objektive Verhältnisse gegründet werden.

(6) Die propositionalen Entitäten können schließlich eine Sache erklären, die für viele Philosophen ein großes Rätsel bedeutete: Worauf beziehen sich die Dass-Sätze, die grammatisch als eine merkwürdige Art der Namen zu funktionieren scheinen? Der referierten Theorie zufolge beziehen sie sich natürlich auf die propositionalen Entitäten.

2. Brentano

Es war eine Ironie der Geschichte, dass diese Theorie ihre Entwicklung zum großen Teil den deskriptiv-psychologischen Analysen Brentanos verdankt. Die Ironie besteht darin, dass alle grundlegenden Elemente des philosophischen Stils Brentanos eigentlich dafür sprechen, dass die propositionalen Inhalte völlig überflüssig sind.

Was den Punkt (1) betrifft, so braucht Brentano die propositionalen Entitäten nicht als Bedeutungen der Aussagen oder als Inhalte der Urteile einzuführen, weil seine Urteilstheorie eine nicht-propositionale Theorie ist. Nach der berühmten Lehre, die in der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1874) vorgestellt wurde, besteht ein Urteilen in einem mentalen Annehmen und Verwerfen des vorgestellten Objekts. Dieses Annehmen und Verwerfen besteht ferner nicht in einem Zuschreiben einer merkwürdigen Eigenschaft der Existenz bzw. Nicht-Existenz des Objekts. Es ist ein mentaler Modus, der als solcher keine objektiven Korrelate braucht. Als das einzige Objekt des Urteils bleibt also bei Brentano dieselbe Entität, die das Objekt der zugrundeliegenden Vorstellung bildet. (Brentano (1874/1925), 63)

Die Frage der Intersubjektivität, die mit dem Punkt (2) zusammenhängt, wurde von Brentano nie richtig thematisiert. Es ist allerdings klar, dass er die Lösung dieses Problems nicht in den ontologischen Garantien, sondern in gewissen normativen Formulierungen suchen würde.

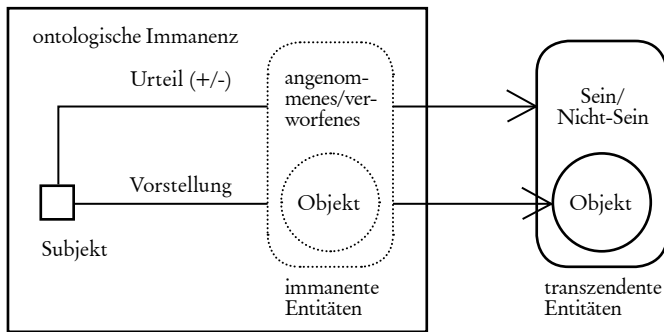
Die Bestätigung der obigen Behauptung finden wir vor allem in den Brentanoschen Analysen des Wahrheitsbegriffs. Im Gegensatz zu den Philosophen, die die Objektivität der Wahrheit durch die Objektivität der

wahrmachenden Entitäten sichern wollen (der Punkt (3)), bevorzugte Brentano eindeutig den normativen Diskurs. Der primäre Wahrheitsträger ist bei Brentano das Urteil; und ein Urteil ist wahr, wenn es mit einem maximalen Grad der epistemischen Begründung (mit Evidenz) gefällt werden könnte. (Vgl. Brentano (1930), 139) Das ist die Wahrheitsdefinition Brentanos. Die propositionalen Entitäten in der Rolle der Wahrheitsträger oder Wahrmacher werden dadurch überflüssig.²

Die Verstärkung der Ontologie der propositionalen Entitäten wie im Punkt (4) kommt demgemäß natürlich nicht in Frage, und auch was die Logik betrifft (Punkt (5)), wollte sie Brentano als eine normative Wissenschaft, als eine „Lehre vom richtigen Urteil“, formulieren. Die Logik bezieht sich auf kein besonderes gegenständliches Gebiet. Sie behandelt die Bedingungen der Richtigkeit der Folgerungen und operiert mit den normativen Begriffen. Die ontologischen Probleme durch die Verwendung des normativen Diskurses zu neutralisieren, war übrigens eine typische Technik Brentanos.

Es bleibt also nur das Argument (6), und es war in der Tat der Grund, warum Brentano die propositionalen Entitäten eingeführt hat. In Zusammenhang mit seiner deskriptiven Methode hatte er sehr lange eine starke Tendenz, jede Entität zu akzeptieren, auf die wir uns durch die sprachlichen Mittel beziehen können, die grammatisch als nominale Ausdrücke funktionieren. Erst nach 1904 wurde er bezüglich der Oberflächengrammatik unserer Sprache sehr mißtrauisch und erklärt die Mehrheit von diesen Entitäten für Fiktionen. Auf jeden Fall sah er um 1880 den zwingenden Grund, warum wir die propositionalen Entitäten einführen müssen, darin, dass wir solche Entitäten manchmal *vorzustellen* scheinen. Das geschieht am deutlichsten in den Urteilen höherer Stufe wie z.B. „Es ist in der Tat der Fall, dass Hans seine Prüfungen nicht bestanden hat.“ Sehr klar kann man diesen Mechanismus in Brentanos Vortrag *Über den Begriff der Wahrheit* (1889) beobachten. (Brentano (1930), 3–29) Die propositionalen Entitäten wurden also von Brentano paradoxerweise nicht als ontologische Korrelate der Urteile, sondern als ontologische Korrelate gewisser ungewöhnlicher Vorstellungen eingeführt.

Wenn jedoch die propositionalen Entitäten einmal eingeführt werden, dann ist es eine sehr natürliche Entscheidung, anzunehmen, dass sie die ontologischen Korrelate der Urteile darstellen. Brentano hat diese Entscheidung getroffen und in seiner *Logik-Vorlesung* aus den späten achtziger Jahren (Manuskript EL 80, vgl. 34–36) finden wir das folgende ontologische Schema der intentionalen Beziehung:

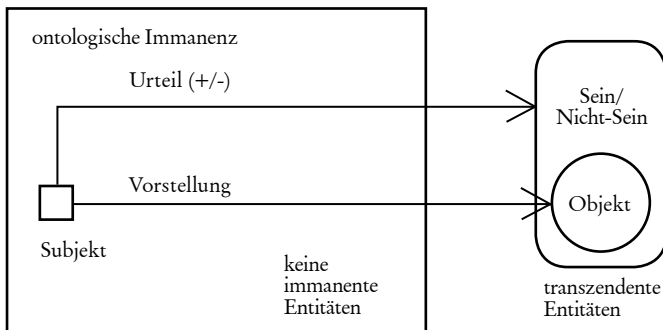


Die Einzelheiten dieser Lehre sind nicht ganz klar, sie müssen uns jedoch nicht beschäftigen. Die Hauptpunkte können folgendermaßen zusammengefaßt werden: Jede Vorstellung bezieht sich auf einen Gegenstand. Da der äußere Gegenstand manchmal nicht existiert, führt Brentano ein immanentes Objekt ein. In der *Psychologie* funktioniert dieses Objekt aller Wahrscheinlichkeit nach als das einzige Ziel des Aktes. Zur Zeit der *Logik-Vorlesung* nimmt Brentano jedoch an, dass sich die Vorstellung gewissermaßen „durch“ das immanente Objekt auf den äußeren Gegenstand bezieht. Das Urteil besteht in einem mentalen Annehmen bzw. Verwerfen des vorgestellten Objekts, was wir in unserem Schema durch das Zeichen „+/-“ symbolisieren. Die propositionalen Entitäten, die wir in unserem Schema finden, resultieren sozusagen aus einem „Einbetten“ des nominalen Objekts in das Existieren bzw. Nicht-Existieren. Da sich nach Brentano alle Urteilsformen prinzipiell auf die existentiellen Formen reduzieren, ist die grundlegende Form der propositionalen Entität, *dass A existiert / nicht existiert*, was Brentano typischerweise als Sein / Nichtsein von *A* ausdrückt. Alle Urteile haben ihre immanenten propositionalen Korrelate (angenommenes / verworfenes *A*). Was jedoch die transzendenten propositionalen Entitäten betrifft, so läßt sich aufgrund des Manuskripts der *Logik-Vorlesung* nicht mit aller Sicherheit sagen, ob nur den wahren, oder auch den falschen Urteilen solche transzendenten propositionalen Entitäten entsprechen – mit anderen Worten: ob Brentano nur die bestehenden, oder auch die nicht bestehenden transzendenten propositionalen Entitäten einführt. Der Vortrag *Über den Begriff der Wahrheit* suggeriert indessen, dass er auch die nicht bestehenden transzendenten propositionalen Entitäten akzeptiert.

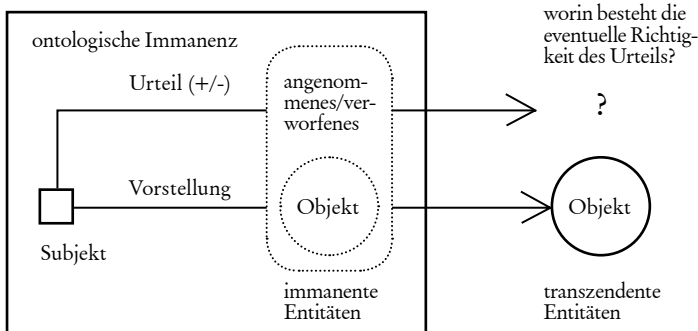
3. Radikale und gemäßigte Reformversuche

Weder Brentano noch seine Schüler sind bezüglich dieses ontologischen Schemas unkritisch geblieben. Der späte Brentano ist in die extreme, reis-

tische Richtung gegangen. Nach 1904 verwirft er alle Entitäten, die nicht zur Kategorie der realen Dinge gehören. Alle immanenten Entitäten und propositionalen Inhalte wurden als philosophisch irreführende Fiktionen der Sprache zurückgewiesen. Auch die Schüler Brentanos, die seinen Reismus nicht annehmen mochten, haben jedoch versucht, diese reiche Ontologie der intentionalen Beziehung zu reduzieren. Meinong hat zwar die transzendenten propositionalen Inhalte, die er *Objektive* nannte, zur zentralen Kategorie seiner Ontologie gemacht, alle immanenten Entitäten hat er jedoch verworfen. Der späte Anton Marty hat einen ähnlichen Weg eingeschlagen. Im Gegensatz zu Meinong akzeptiert er allerdings nur die *bestehenden* transzendenten Inhalte.³ Wir bekommen konsequenterweise das folgende Schema:



In unserem Aufsatz möchten wir uns allerdings auf die Theorie konzentrieren, die Carl Stumpf in seinem Aufsatz *Erscheinungen und psychische Funktionen* (1907) formuliert hat. Diese Theorie geht in die im Vergleich zu Marty und Meinong entgegengesetzte Richtung, indem sie die propositionalen Entitäten nur in der Form der *immanenten Inhalte* akzeptiert (Stumpf (1907), 32). Wir bekommen also das folgende Schema:



Diese Theorie wirkt auf den ersten Blick etwas befremdlich. Sie scheint nämlich gewissermaßen fast alle erdenklichen Schwierigkeiten der Theorie der propositionalen Entitäten zu vereinigen, bei dem generellen Verzicht auf irgendwelche Profite, die uns die propositionalen Entitäten bieten können. Sie scheint die ungünstigste Form zu sein, welche die Theorie der propositionalen Entitäten annehmen kann.

Wir haben gesagt, dass die Argumente (1)–(5) eigentlich nicht der Grund waren, warum Brentano seine propositionalen Entitäten eingeführt hat. Paradoxerweise war das ausschließlich der Punkt (6), der die ganze Bereicherung der Ontologie auslöste. Nichtsdestoweniger können die transzendenten propositionalen Inhalte, wenn sie schon einmal eingeführt werden, im Prinzip auch für die Lösung der Probleme (1)–(5) angewendet werden. Für Stumpf, der nur immanente Inhalte annimmt, ist jedoch die Lösung der Punkte (2)–(5) aus dem ersten Absatz von vornherein ausgeschlossen.

Im Besonderen ist es nicht klar, was bei dieser Auffassung mit dem Wahrheitsbegriff geschieht. In der transzendenten Realität haben wir keine propositionalen Entitäten, die als Wahrmacher funktionieren könnten. Man kann zwar mit guten Gründen vermuten, dass auch Stumpf die epistemische Umformulierung Brentanos akzeptieren würde; was jedoch trotzdem ziemlich beunruhigend wirkt, ist die Tatsache, dass die Struktur des Urteils so „asymmetrisch“ ausfällt. Warum finden wir dort eine immanente, jedoch keine transzendente propositionale Entität? Wie kann ein solches Urteil noch richtig sein, wenn es auf der immanenten Seite die Entitäten induziert, die von allen Entitäten, die man auf der transzendenten Seite finden kann, *kategorial verschieden* sind?

4. Einfache und strukturierte Objekte

Anstatt zu versuchen, diese Einwände zu entkräften, beginnen wir gewissermaßen mit ihrer Verstärkung. Es ist nämlich vor allem nicht klar, ob wir im Rahmen des philosophischen Weltbilds, das uns die wenig revolutionären Brentanisten (wie Stumpf und Marty) vorschlagen, *überhaupt irgendwelche* Beschäftigung für die propositionalen Entitäten finden können. Diese Entitäten brauchen wir nämlich präzise dann, wenn wir aus irgendwelchen Gründen eine reichere ontologische Apparatur brauchen, als diejenige, die uns die nominalen Objekte unseres Universums bieten. In der Tat besitzen jedoch die Objekte, über die man auf dem Boden der Brentanoschen deskriptiven Analyse verfügt, genügend reiche Struktur, um alle Aufgaben der propositionalen Entitäten zu übernehmen.

Gerade Stumpf besteht wiederholt darauf, dass bereits die Objekte unserer primitivsten Akte eine reiche innere Struktur haben. In seinem Buch *Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung* argumentiert er, dass die Objekte der Empfindungen keine einfachen Elemente sind, die erst von irgendwelchen bewußten oder unterbewußten Mechanismen „synthetisiert“ werden müßten. Sie haben schon von vornherein mindestens zwei Aspekte: qualitative und örtliche Bestimmung, die sich auf eine einzigartige Weise gegenseitig fundieren, so dass sie real untrennbar sind. (Stumpf (1873), 114, 136).⁴ Trotz ihrer realen Untrennbarkeit lassen sie sich jedoch in Gedanken unterscheiden, einander gegenüberstellen und voneinander präzisieren. Bereits die Objekte unseren primitivsten Akte haben also eine ontologische Struktur, die sich artikulieren läßt. In der *Tonpsychologie* wird die Geschichte noch komplizierter. Stumpf untersucht hier die Musikphänomene und entdeckt (oder erfindet) weitere Fundierungsverhältnisse, wie im Besonderen das berühmte *Verschmelzungsphänomen*. Stumpf zufolge sind uns z.B. die Akkorde zunächst als *einfache* Phänomene gegeben. Wir hören sie als Ganze. Nichtsdestoweniger lassen sich die Töne, aus welchen die Akkorde effektiv bestehen, bei ein wenig Übung „heraus hören“. Die These Stumpfs ist, dass die Töne eines Akkordes in einem einzigartigen Verhältnis der *Verschmelzung* (vgl. Stumpf (1890), 128 ff.) stehen, so dass sie als ein organsiches Ganzes erscheinen. Wir haben also wieder mit einem (nominalen) Objekt zu tun, das innerlich sehr subtil strukturiert ist. (Stumpf (1891), 485)⁵

Stumpf behauptet, dass solche verschmolzenen Töne im Objekt des Hörens auch dann „vorhanden“ sind, wenn sie vom Subjekt nicht bemerkt (nicht „heraus hört“) werden (was übrigens in der Regel gerade der Fall ist) und sieht dann keine Gründe, warum es in solchen Objekten auch die prinzipiell unmerklichen Aspekte nicht geben könnte. Er schreibt: „Unsere eigenen Empfindungsinhalte sind uns auf direktem Wege nicht bis zu den letzten Feinheiten durchsichtig. Wir müssen die Scheidung zwischen Ding an sich und Erscheinung in gewissem Sinn ein zweites Mal machen bezüglich der Erscheinung selbst.“ (Stumpf (1907), 36). Es ist also Stumpf zufolge nicht der Fall, dass das an sich einfache Objekt erst durch unsere Analyse in eine strukturierte Entität verwandelt wird. Die Struktur ist im nominalen Objekt bereits vorhanden, selbst wenn wir es gelegentlich simplifizierend als ein völlig homogenes Ganzes erfassen.

Die Konsequenzen dieser Auffassung für das Problem der propositionalen Entitäten sind nicht schwer einzusehen. Es scheint nämlich, dass man in dieser Situation keine Gründe hat, einen Sachverhalt (z.B. *dass das Objekt A rot ist*) als etwas mehr zu betrachten, denn als eine bloße

„Entwicklung“ der inneren Struktur des nominalen Objekts (des *roten A-Objekts*). Die propositionale Form, in welcher derselbe Inhalt gefaßt wird, scheint keine unreduzierbare ontologische Bereicherung zu implizieren. Wir sind geneigt zu sagen, dass man hier bloß mit einer syntaktischen Variante, bloß mit einer anderen Redeweise zu tun hat.

Der letzte Satz ist natürlich eine Vereinfachung und muß kommentiert werden. Die Redeweise, die anstatt der bloßen Namen *die Sätze* verwendet, ist natürlich keinesweg bloß *eine andere* Redeweise. Denn sie ist in der Tat *die einzige* Redeweise, die aus grammatischen Gründen zugelassen wird. Alles, was wir sagen möchten, können wir nur in Sätzen sagen. Der Punkt unserer Argumentation besteht jedoch darin, dass auf dem Boden der Ontologie, die Stumpf zu akzeptieren scheint, diese grammatischen Tatsachen keineswegs implizieren, dass man *neben* den nominalen Objekten noch irgendwelche propositionalen Entitäten einführen muß. Die grammatischen Tatsachen haben also in diesem Fall keine direkte ontologische Relevanz.

Im Hintergrund vieler Argumentationen, die die Unentbehrlichkeit der propositionalen Entitäten aufzuzeigen versuchen, steht eine feste Überzeugung, dass es eine solche direkte ontologische Relevanz auf jeden Fall geben muß. Man behauptet z.B. sehr oft, ohne dafür zu argumentieren, dass sich die Semantik der Aussagen ohne solche propositionalen Referenzstrukturen nicht erklären läßt. Normalerweise läßt man als einen geeigneten Wahrheitsträger oder Wahrmacher nur eine Entität der propositionalen Form zu. Wir haben jedoch gesehen, dass auf dem Boden der Theorie Brentanos diese Denklinie als ganz verfehlt erscheint. (Obwohl Meinong und Marty zu dieser Position neigen.) Ohne zusätzliche Voraussetzungen erscheint jedenfalls die Behauptung der Unentbehrlichkeit der propositionalen Entitäten als ein bloßes „Dekret“.

In der Tat werden die propositionalen Inhalte erst dann zu einer unreduzierbaren Kategorie (und das obige semantische Argument wird erst dann wirklich plausibel), wenn die nominalen Objekte philosophisch so präpariert werden, dass sie an sich als aller Eigenschaften und aller Struktur beraubt erscheinen. Solche „Entfärbung“ der nominalen Objekte erscheint übrigens sehr oft als eine natürliche Konsequenz einer philosophischen Analyse. Wenn wir einmal beginnen, dem Objekt seine Eigenschaften gegenüberzustellen, dann scheint es, dass wir eine nicht arbiträre Endposition erst dann erreichen, wenn auf einer Seite alle Bestimmungen des Objekts als seine Eigenschaften haben, denen wir auf der anderen Seite nur ein *bloßes Substrat* gegenüberstellen können. Diese Tendenz tritt besonders deutlich beim frühen Wittgenstein auf. Der Anhänger ei-

MARCO BUZZONI

Popper, Brentano und der wissenschaftstheoretische Status der Humanwissenschaften*

Popper versuchte, nicht nur die Nichtreduzierbarkeit der einzelnen menschlichen Personen und deren Freiheit – gegen jeden Historizismus –, sondern auch die Autonomie des Sozialen – gegen den neopositivistischen Reduktionismus – zu verteidigen. Auf der einen Seite steht ein wichtiges personalistisches Motiv der Philosophie Poppers, das mit dem Kampf gegen den Totalitarismus verbunden ist: der unersetzliche Wert der menschlichen Person, die keiner hypostasierten Entität geopfert werden kann. Auf der anderen Seite steht die Forderung, den Gegenstand der Sozialwissenschaften auf keine atomare Summe von Individuen unvermittelt zu reduzieren. Aber es ist Popper nicht gelungen, diese beiden an sich berechtigten Ansprüche zu versöhnen, die deshalb eine schwer zu lösende Antinomie darstellen (§ 1).

Der im Grunde genommen personalistische Ansatz des methodologischen Individualismus Poppers kam nun auch in Brentanos Philosophie vor, und zwar sowohl bei der durch seine Theorie des doppelten Urteils begründete Ablehnung der *entia rationis* als auch bei seiner Interpretation des Unbewussten. Gewöhnlich werden Brentanos Ausführungen im zweiten Kapitel seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* nur als schlichte Ablehnung der Existenz unbewusster psychischer Phänomene interpretiert, aber seine Kritik verwirft genau genommen nur die allen unpersönlichen und naturalistischen Auffassungen des Unbewussten gemeinsame Voraussetzung, d.h. die These, dass die Aktivität des Bewusstseins prinzipiell dem Unbewussten untergeordnet ist. Ein personalistischer Gedanke spiegelt sich nämlich auch im Brentanos Verständnis des Unbewussten wider. An eine Tradition aufknüpfend, die sich bis Augustinus zurückverfolgen lässt und von Jaspers so wie vom heutigen Personalismus fortgesetzt wurde, hat auch Brentano einen Beitrag zur Klärung des Begriffes des Unbewussten geleistet, der notwendig ist, um Poppers Antinomie zu lösen (§ 2).

Brentano Studien 10 (2006), 231-254

Der eigentliche Gegenstand der Sozialwissenschaften – und der Humanwissenschaften im Allgemeinen – kann nämlich nur in einem personalistisch verstandenen Unbewussten verortet werden, weil es einerseits den Inbegriff der konstanten und reproduzierbaren Strukturen darstellen kann, andererseits aber nur insofern ausnahmslos auf die Handlungen der einzelnen Person wirksam bleibt, als es auf die unbewussten Regelmäßigkeiten nicht zurückgreift und sie wieder in ihr Bewusstsein auftauchen lässt (§ 3).

1. Der methodologische Individualismus Poppers und das Problem des wissenschaftstheoretischen Status der Humanwissenschaften

In der Formulierung Poppers besteht die Hauptthese des methodologischen Individualismus darin, dass die Sozialwissenschaften das Verhalten von kollektiven Phänomenen wie Staaten und Sozialgruppen dadurch erklären sollten, dass sie sowohl auf Verhalten, Handlungen, Zusammenwirken, Zielsetzungen, Hoffnungen und Gedanken menschlicher Individuen als auch auf von Individuen geschaffene und bewahrten Traditionen zurückgeführt werden¹.

Die dem methodologischen Individualismus entgegengesetzte Auffassung ist der methodologische Kollektivismus. Dieser Lehre zufolge werden soziale Ganzheiten wie Gruppen, Nationen, Klassen, Gesellschaften, Zivilisationen, und dergleichen „als das empirische Objekt aufgefasst, das die Sozialwissenschaften in der gleichen Art und Weise untersuchen, wie die Biologie Tiere und Pflanzen untersucht.“ (Popper (1963), 341; dt. Übers., 494)

Diese Auffassung muss aber nach Popper als naiv zurückgewiesen werden. Sie übersieht völlig die Tatsache, dass diese so genannten sozialen Ganzheiten „in sehr hohem Grade Postulate populärer sozialwissenschaftlicher Theorien und nicht empirische Objekte sind“, wie z.B. die Menschen, die hier zusammengekommen sind (Popper (1963), 341; dt. Übers., 494-495). Aber eine Bezeichnung wie „die Mittelklasse“ bezieht sich nicht auf irgendwelche empirische Gruppen dieser Art. Sie bezieht sich „auf eine Art von idealem Objekt, dessen Existenz von theoretischen Annahmen abhängt“ (Popper (1963), 341; dt. Übers., 495).

Mit anderen Worten besteht der methodologische Kollektivismus darin, dass theoretische Modelle hypostasiert werden, d.h. ihnen eine von uns unabhängige Existenz zugeschrieben wird. Aber Begriffe wie Zweck, Ziel,

Interesse, usw. können nur Individuen, nicht aber Kollektiven und Institutionen, zugeschrieben werden (Popper (1970), 151). Die wahre Aufgabe einer Gesellschaftstheorie ist nach Popper „die Konstruktion und sorgfältige Analyse unserer soziologischen Modelle mit Hilfe deskriptiver oder nominalistischer Begriffe, d.h. auf Grund der Auffassung, dass diese Modelle auf *Individuen beruhen*, auf deren Haltungen, Erwartungen, Beziehungen usw.“ (Popper (1957), 136; dt. Übers., 107). Der Glaube an die empirische Existenz sozialer Ganzheiten oder Kollektive sollte „durch die Forderung ersetzt werden, dass die Analyse sozialer Phänomene, einschließlich der Kollektive, als Untersuchung von Individuen und deren Handlungen und Beziehungen durchgeführt werden sollte.“ (Popper (1963), 341; dt. Übers., 495).

Der methodologische Individualismus bringt mit sich sowohl die explizite Ablehnung jedes „Historizismus“ – d.h. der Lehre, welche die Existenz eiserner und von Menschen nicht veränderbarer Gesetze der geschichtlichen Entwicklung annimmt – als auch die implizite Verwerfung der berühmten These Durkheims, nach der die gesellschaftlichen Tatsachen „Dinge“ (*choses*) sind: Als solche – d.h. als Dinge – besäßen die gesellschaftlichen Tatsachen nach Durkheim die Eigenschaft, „außer dem individuellen Bewusstsein“ zu existieren (vgl. Durkheim (1894), Kap. I) und könnten „durch einen einfachen Beschluss des Willens“ nicht geändert werden².

Obwohl Popper die Opposition gegen Kollektivismus und Holismus als einen lobenswerten Aspekt des Psychologismus betrachtet, verwirft er aber entschieden die Lehre, dass alle Gesetze des sozialen Lebens auf psychologische Gesetze reduzierbar sind. Eine direkte und vollständige Zurückführung von Institutionen auf Individuen würde nach Poppers Meinung eine „Lücke“ hinterlassen. Keine Handlung lässt sich allein durch Beweggründe erklären. Wenn Beweggründe in einer Erklärung Verwendung finden sollen, dann müssen sie durch eine Bezugnahme auf die allgemeine Situation, und insbesondere auf die Umgebung, ergänzt werden. Im Falle menschlicher Handlungen ist diese Umgebung „hauptsächlich eine soziale; somit lassen sich unsere Handlungen nicht ohne Berücksichtigung unserer sozialen Umgebung, sozialer Institutionen und ihrer Funktionsweise erklären.“ (Popper (1950), 283; dt. Übers., Bd. II, 114). Diese bleibende Lücke sollte nach Popper natürlich nicht durch Hypostasierung der grundlegenden Begriffe der Gesellschaftstheorie gefüllt werden – wie der methodologische Kollektivismus es tut –, sondern durch eine Art von Analyse, die die menschlichen Handlungen mit unserer sozialen Umgebung in Beziehung setzt und die Popper „Situationslogik“ (*si-*

tutional logic) nennt (Popper (1957), 142; dt. Übers., 116-117). Obwohl Institutionen und Traditionen das Ergebnis menschlicher Handlungen und Entschlüsse sind und durch menschliche Handlungen und Entschlüsse geändert werden können, ist die „Situationslogik“ deshalb notwendig, weil nicht alle Institutionen und Traditionen

bewusst geplant wurden und auf Grund von Bedürfnissen, Hoffnungen und Beweggründen erklärt werden können. Im Gegenteil: Sogar jene Institutionen und Traditionen, die als Ergebnis bewußter und absichtlicher menschlicher Handlungen entstehen, sind in der Regel das *indirekte, unbeabsichtigte und oft unerwünschte Beiprodukt solcher Handlungen*. (Popper (1950), 286; dt. Übers., Bd. II, 118)

Auf diese letzte These werden wir später noch zurückkommen müssen. Jetzt ist es nur von Bedeutung, dass die „Situationslogik“ nur dadurch individuelle Handlungen erklären oder verständlich machen kann, dass sie unter anderem auf gesellschaftliche Institutionen hinweist, die ihrerseits in der Regel indirektes Ergebnis von Handlungen und Entscheidungen bestimmter Individuen sind. Einer solchen These gegenüber kann man aber nicht umhin, die Frage zu stellen, ob man gleichzeitig – wie Popper es eben tut – einerseits den methodologischen Individualismus und andererseits die Situationslogik ohne inneren Widerspruch verteidigen kann. Und tatsächlich haben einige Kritiker die Koexistenz des methodologischen Individualismus und der Situationslogik für etwas Unverständliches, ja „den am wenigsten konsistenten Teil der Sozialphilosophie Poppers“ gehalten (vgl. z.B. Mardiros (1975), 167).

War Popper sich dieses Dilemmas bewusst? Die Antwort ist ein eindeutiges „Ja“. Nach vielen Jahren seit den ersten Formulierungen des methodologischen Individualismus hat er tatsächlich gegen einen ähnlichen Einwand behauptet, er habe nie die These der Reduzierbarkeit von Institutionen auf Individuen verteidigt. Ganz im Gegenteil gebe es einen unauflösbaren und in dieser Hinsicht entscheidenden Unterschied zwischen Kollektiven und Institutionen: die ersten könnten und sollten auf einzelne Individuen reduziert werden, nicht aber die Institutionen, weil jede individuelle Handlung in einer bestimmten Situation ausgeführt werden müsse und jede Situation nicht nur Individuen, sondern auch physische und institutionelle Bestandteile enthalten würde (vgl. Popper (1970), 151).

In der Tat können die beiden Thesen Poppers – methodologischer Individualismus und Situationslogik – nur dann keinen einfachen Teufelskreis bilden, wenn zwar die Kollektive, aber nicht die Institutionen auf einzelne Individuen zurückgeführt werden können. Aber nicht nur gibt

Popper kein eindeutiges Kriterium an, um Kollektive von Institutionen zu unterscheiden, sondern er verwendet auch *de facto* an einigen Stellen einen Begriff von Institutionen, nach dem sie auf Individuen zurückführbar sind. In *The Poverty of Historicism* kann man z.B. lesen, dass auch Institutionen – genauso wie soziale Ganzheiten: Gruppen, Nationen, Klassen, Gesellschaften, Zivilisationen, und dergleichen (vgl. Popper 1963, p. 341; dt. Übers., p. 494) – „abstrakte Modelle“ sind: soziale Entitäten wie „Institutionen oder Vereinigungen“ seien „abstrakte Modelle“ (*abstract models*), die dazu aufgebaut werden, „um bestimmte ausgewählte abstrakte Beziehungen zwischen Individuen zu interpretieren.“ (Popper (1957); 140, dt. Übers., 110)

Wenn aber nicht nur Kollektive, sondern auch Institutionen einfach als abstrakte, von theoretischen Annahmen abhängige Modelle aufgefasst werden können, dann ist es unmöglich, eine vollständige, nominalistische Reduzierung der Institutionen auf Individuen zu verhindern. Diese Reduzierung kann nur dadurch vermieden werden, dass man den Institutionen irgendwelche ‚ontologische‘ Subsistenz zuschreibt, die den Kollektiven eben nicht zugeschrieben wird. Aber was für eine Art von Wirklichkeit kann den Institutionen, aber nicht den Kollektiven, zugeschrieben werden? Ohne eine explizite Antwort auf diese Frage scheint der Unterschied zwischen „Kollektiven“ und „Institutionen“ *ad hoc*, d.h. nur dazu gezogen zu sein, um die zur Debatte stehende Antinomie zu maskieren, die die Lehre des methodologischen Individualismus beinhaltet.

Man könnte vielleicht darauf erwidern, ein solches Kriterium liege in der schon erwähnten These Poppers, nach der Institutionen und Traditionen zwar kein Ergebnis bewusster und absichtlicher menschlicher Handlungen, aber in der Regel „das *indirekte, unbeabsichtigte und oft unerwünschte Beiprodukt solcher Handlungen*“ sind. Der Sozialtheoretiker sollte erkennen,

dass die dauerhafte Existenz von Institutionen und Kollektiven ein Problem aufzeigt, das er zu lösen hat durch Analyse sozialer Handlungen von Individuen und ihrer unbeabsichtigten (und oft unerwünschten) sozialen Konsequenzen, wie auch ihrer beabsichtigten. (Popper (1963), 125; dt. Übers., 182)

Das ist ja nach Popper eine der Hauptaufgaben einer wissenschaftlichen Untersuchung der Gesellschaft:

Aufgabe einer Gesellschaftstheorie ist also zu erklären, wie die unbeabsichtigten Konsequenzen unserer Absichten und Handlungen entstehen und was für Folgen es hat, wenn Menschen das eine oder

andere in einer bestimmten sozialen Situation tun. Und die besondere Aufgabe der Sozialwissenschaften ist es, in diesem Sinne zu untersuchen: warum existieren und wie funktionieren *Institutionen* (etwa Polizei, Versicherungsgesellschaften, Schulen oder Regierungen) und gesellschaftliche *Kollektive* (etwa Staaten, Nationen, Klassen oder andere gesellschaftliche Gruppen). (Popper (1963), 125; dt. Übers., 182)

Obwohl diese These Poppers einen wichtigen Wahrheitskern enthält, den ich später zu meinen eigenen Zwecken wiederaufnehmen möchte, kann sie aber an und für sich genommen die beiden Ansprüche nicht befriedigen und versöhnen, die ich vorher bei Popper hervorgehoben habe und die einerseits dem methodologischen Individualismus und andererseits der Situationslogik entsprechen. Diese These ist nämlich nicht imstande, einen Gegenstand der Sozialwissenschaften und der Humanwissenschaften im Allgemeinen dermaßen anzugeben und zu bestimmen, dass er ein gesetzmäßiges Verhalten aufweist – worin die Grundbedingung jeder wissenschaftlichen, d.h. intersubjektiven Nachprüfbarkeit besteht – und sich gleichzeitig auf individuelle Gedanken, Handlungen und Entscheidungen zurückführen lässt.

Der Gegenstand der Humanwissenschaften kann nämlich nicht in den unbeabsichtigten Konsequenzen von beabsichtigten menschlichen Handlungen bestehen, weil die unbeabsichtigten Konsequenzen unserer Handlungen jene Gesetzmäßigkeit nicht aufweisen, die ein intersubjektiv nachvollziehbares Wissen erfordert. Die unbeabsichtigten Konsequenzen unserer Handlungen sind ganz im Gegenteil konkrete, besondere, einmalige oder sozusagen historische Wirklichkeiten, d.h., es fehlt ihnen an jener Allgemeinheit oder besser Wiederholbarkeit, die die Voraussagbarkeit, Erklärbarkeit und intersubjektive Nachprüfbarkeit des Gegenstandes der Sozial- und Humanwissenschaften gewährleistet.

Man könnte darauf erwidern, dass die Aufgabe der Sozialwissenschaften nach Popper nicht in der einfachen Beschreibung der beabsichtigten und unbeabsichtigten Konsequenzen unserer Handlungen besteht, sondern in der Erklärung dieser Konsequenzen durch allgemeine Gesetze (vgl. Watkins (1956), 445 und Antiseri (1997), 331), aber das Problem liegt eben darin, wie diese Gesetze zu verstehen sind, was für einen wissenschaftstheoretischen Status ihnen zugeschrieben werden kann und muss.

Nehmen wir ein Beispiel für ein solches Gesetz. Es ist ein Beispiel das wiederholt bei Popper vorkommt, das aber mit großer Wahrscheinlichkeit von Menger stammt:

Wenn sich jemand in einer bestimmten Gegend unbedingt ein Haus kaufen will, können wir mit Sicherheit annehmen, dass er nicht die Absicht hat, den Marktpreis der Häuser in dieser Gegend zu steigern. Aber schon die Tatsache, dass er als Käufer auf dem Markt auftritt, bewirkt eine Tendenz zu steigenden Marktpreisen. (Popper (1963); 342, dt. Übers., 496).

Den Zusammenhang zwischen der Handlung und seinen unbeabsichtigten Konsequenzen liefert hier das Gesetz von Angebot und Nachfrage, aber worin liegt der eigentliche Status dieses Gesetzes? Wodurch ist sein Status als *Gesetz* eigentlich gerechtfertigt? Und in welchem Sinne oder bis zu welchem Ausmaße ist dieses Gesetz auf individuelle Gedanken und Handlungen zurückführbar? Wenn keine eindeutige Antwort auf diese Fragen gegeben wird, kann man nicht sagen, dass die beiden Ansprüche befriedigt sind, die Popper zu Recht, gleichzeitig aber leider nicht konsistent geltend gemacht hat, d.h. die These des methodologischen Individualismus einerseits und die Möglichkeit einer autonomen wissenschaftlichen Untersuchung des Sozialen andererseits. An sich genommen, bei der Auseinandersetzung zwischen methodologischem Individualismus und methodologischem Kollektivismus, verhält sich ja die zur Diskussion stehende These – nach der die Institutionen aus den unbeabsichtigten Konsequenzen unserer Absichten und Handlungen entstehen – neutral. Je nachdem, wie sie interpretiert wird, kann sie mit dem methodologischen Individualismus als kongruent oder im Widerspruch zu ihm angesehen werden. Wenn sie nämlich einerseits uns in die Lage versetzt, die Institutionen auf die sie stiftenden und bewahrenden Individuen zurückzuführen, scheint sie andererseits den Institutionen eine auf Individuen nicht zurückführbare Existenz zuzuschreiben, denn nach dieser These entstehen Institutionen eben aus *unbeabsichtigten*, d.h. auf die Intentionen von Individuen *nicht* zurückführbaren Konsequenzen³.

Wenn man diese Ambivalenz bedenkt, scheint es kein Zufall zu sein, dass Popper – beim Versuch, den Sozialwissenschaften einen autonomen und spezifischen Gegenstand zuzusichern - gegen die antinaturalistischen Tendenzen des Historizismus sogar die Existenz von „soziologischen Gesetzen“ verteidigt, d.h. Gesetzen, deren Status und Notwendigkeit analog dem Status und der Notwendigkeit von Naturgesetzen sind. Neben „normativen“ Gesetzen (wie die zehn Gebote) und „Naturgesetzen“ (wie das Gravitationsgesetz) stellt Popper „Naturgesetze des sozialen Lebens“, die er eben „soziologische Gesetze“ nennt. Diese Gesetze sollten sowohl von den Evolutionsgesetzen der Historizisten (d.h. von den im Marxschen Sinne mit eherner Notwendigkeit wirkenden Gesetzen der Geschichte),

als auch von psychologischen und soziopsychologischen Regelmäßigkeiten des menschlichen Verhaltens (Popper (1950), 68; dt. Übers., Bd. I, 103; vgl. auch Popper (1957), § 20), deren Existenz vor allem von den Neopositivisten angenommen wurde, unterschieden werden. Diese „soziologischen Gesetze“

spielen in unserem sozialen Leben eine ähnliche Rolle wie etwa das Hebelgesetz im Bauwesen. Denn ebenso wie Hebel sind Institutionen notwendig, wenn wir etwas erreichen wollen, das unsere Muskelkraft übersteigt. Wie Maschinen vervielfachen auch die Institutionen unsere Macht zum Guten und zum Bösen. (Popper (1950), 68; dt. Übers., Bd. I, 103)

Popper führt zahlreiche Beispiele an: „Man kann nicht Zölle auf landwirtschaftliche Produkte einführen und zugleich die Lebenshaltungskosten senken“; „Ohne Inflation keine Vollbeschäftigung“; „man kann keine Revolution machen, ohne eine Reaktion hervorzurufen“; und dazu zählt natürlich auch das oben erwähnte Verhältnis von Angebot und Nachfrage (vgl. Popper (1950), 68; dt. Übers., 103; Popper (1957), § 20; Popper (1963), 342; dt. Übers., 496-497).

Bei diesem Versuch, die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung des Menschen in der Gesellschaft durch „soziologische Gesetze“ zu begründen, gewinnt Popper zwar eine Unzurückführbarkeit des „Sozialen“ auf atomare Summen von Individuen, aber in einem so starken Sinne, dass die Individuen selbst als verantwortliche Akteure des sozialen Lebens verschwinden. Von diesem Standpunkt aus wären die Institutionen durch Gesetze geregelt, die unabhängig von den Gedanken, Handlungen und Entscheidungen einzelner Individuen gültig wären, was aber die Negation sowohl des methodologischen Individualismus als auch dessen personalistischen Grundgedanke darstellt, d.h. dass Institutionen und Traditionen nur durch den freien und verantwortungsvollen Einsatz einzelner Personen bewahrt und fortgesetzt werden können.

Popper zeigt sich also nicht imstande, das Spezifische oder Kennzeichnende von den sozialen ‚Gesetzen‘ – oder besser Regelmäßigkeiten – zu bestimmen, ohne zugleich den einmaligen Wert der menschlichen Person aufzugeben. Einerseits steht ein wichtiges personalistisches Motiv der Philosophie Poppers, das mit der Kampf gegen den Totalitarismus verbunden ist: der unersetzliche Wert der menschlichen Person, die keiner hypostasierten Entität geopfert werden kann. Andererseits steht die Forderung, den Gegenstand der Sozialwissenschaften auf keine atomare Summe von Individuen unvermittelt zu reduzieren, weil diese Summe letzten

Endes nur eine besondere und unwiederholbare Wirklichkeit darstellt, die keinen wissenschaftlichen, d.h. intersubjektiv nachprüfbareren Kriterien genügt. Wie gesehen: Popper schwankt zwischen zwei verschiedenen, ja entgegengesetzten und nicht auf kohärente Art und Weise zu befriedigenden Ansprüchen.

Der im Grunde genommen personalistische Ansatz des methodologischen Individualismus Poppers kam nun auch bei Brentanos Philosophie vor, und zwar sowohl bei der durch seine Theorie des doppelten Urteils begründeten Ablehnung der *entia rationis* als auch bei seiner Interpretation des Unbewussten⁴. Obwohl nun Brentano das bei Popper auftauchende Dilemma gar nicht erörtert hat, lässt sich aber zeigen, dass er wichtige Beiträge zu einem personalistischen Verständnis des Unbewussten geleistet hat, das m.E. eine der wichtigsten Voraussetzungen ist, um nicht nur aus dem Popperschen Dilemma herauszukommen, sondern auch den wissenschaftstheoretischen Status der Humanwissenschaften überhaupt zu klären.

2. Brentanos Begriff des Unbewussten

Bekanntlich verwirft Brentano jede Ontologie platonischer Prägung. Gegen jede Art Platonismus muss man nach Brentano das Prinzip der Ökonomie des Denkens geltend machen: *entia non sind multiplicanda praeter necessitatem*. *Entia rationis* und *Irrealia* sind nach ihm ganz unnützlich und gegen die Ökonomie der Natur⁵. Die Gültigkeit des Ökonomieprinzips ist außerdem nicht auf die besonderen Fälle beschränkt, in denen die Zurückführbarkeit auf Reales de facto bewiesen ist. Ganz im Gegenteil, weil das *onus probandi* „offenbar dem, der ein Plus von Seiendem behaupten will, zufällt.“ (Brief an Anton Marty vom 1.10.1907, in Brentano (1966), 178-179: 178). Mit anderen Worten: dem Ökonomieprinzip zufolge soll der, der die Entitäten vermehren will, jedes Mal beweisen, dass diese Vermehrung unentbehrlich und ihre Übersetzung in Sätze über Reales überhaupt unmöglich ist.

Nach Brentano sind alle Aussagen, die über Nichtdinge zu sprechen scheinen, in bedeutungsgleiche Aussagen übersetzbar, welche *Realia* zu Objekten haben. „*Die Ontologie*“ - schreibt Brentano - „handelt nur vom Realen. Nichtreales wird nur angenommen infolge der Versuchung durch den Existentialsatz“ („Vom Realen und seinen nächsten Differenzen“, Florenz, 2. April 1908, in Brentano 1966, 350-353: 350). Den *entia rationis* schreibt Brentano nur einen uneigentlichen Sinn zu. Als Universale

verstanden ist z.B. nach Brentano das Grüne nur in dem uneigentlichen Sinne, in dem man sagt, dass etwas im Geiste besteht:

Das haben die Inhalte mit den Gegenständen gemein, daß sie nicht im eigentlichen Sinn, sondern nur in dem Sinn sind, in welchem man sagt, daß etwas im Geiste bestehe. Sie sind nur, insofern ein in entsprechender Weise Denkendes ist, beginnen, indem es als solches beginnt, und endigen, indem es solches zu sein aufhört. Ein Wirken und Gewirktwerden kommt ihnen nicht zu. Was hier gewirkt wird und wirkt, ist nur das Denkende als solches.⁶ (Brentano (1966), 394)

Wenn man etwas Abstraktes wie z.B. einen Zentaur als gedacht anerkennt, anerkennt man es im uneigentlichen Sinn, obwohl man auch etwas im eigentlichen Sinn anerkennt, nämlich einen den Zentauren Denkenden:

Man kann nicht wie einen Zentauren, so das Sein oder Nichtsein eines Zentauren zum Objekte machen, sondern nur einen den Zentauren Anerkennenden oder Leugnenden, in welchem Falle der Zentaur ebenfalls zugleich in einem besonderen Modus obliquus Objekt wird. Und so gilt denn überhaupt, daß nie etwas anderes als Dinge, welche sämtlich unter denselben Begriff des Realen fallen, für psychische Beziehungen ein Objekt abgibt. Weder Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, oder auch Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges, noch auch Existenz und Nichtexistenz, oder auch Existierendes und Nichtexistierendes, noch Notwendigkeit und Nichtnotwendigkeit, Möglichkeit und Unmöglichkeit, oder auch Notwendiges und Nichtnotwendiges, Mögliches und Unmögliches, noch Wahrheit und Falschheit, oder Wahres und Falsches [...] können jemals, so wie Reales, das sein, worauf wir uns als Gegenstand psychisch beziehen.⁷ (Brentano (1971), 162)

Die Schüler Brentanos und einige Kritiker haben zu Recht hervorgehoben, dass Brentanos Zurückführung der *entia rationis* auf ein sie denkendes Subjekt die berühmte Kritik Carnaps an der Metaphysik Heideggers vorwegnimmt (vgl. z.B. Kraus (1934), 114-125; Kastil (1951), 110-111; Kastil (1968), 305; Kamitz (1983), 180-181), aber ein besonderes Merkmal der Brentanoschen These sollte hier nicht unbemerkt bleiben: Im Unterschied zu den Neopositivisten behauptet Brentano nicht nur, dass „Nichts“ kein echt logischer Name ist, sondern auch, dass wir, wenn wir es vorstellen, in Wahrheit einen Reales Leugnenden, d.h. das Subjekt, das dieses Urteil fällt, vorstellen. Es ist kein Zufall, wenn Brentano gegen Husserl, Meinong und Marty und zugleich für seinen ‚Reismus‘ einen grundlegenden personalistischen Bestandteil der Philosophie Augustinus’

ans Licht bringen und einsetzen konnte. Obwohl Augustinus unverkennbar an eine Existenz der notwendigen Wahrheiten glaubte, zeigt er nach Brentano doch genugsam,

daß er sie nicht, wie die von uns bekämpfte Lehre es tut, für sich bestehen läßt. Nur in einem Geiste können sie nach ihm sein, und er glaubt darum, geradezu *aus* der vermeinten ewigen Existenz der notwendigen Wahrheiten auf die Existenz eines ewigen göttlichen Verstandes schließen zu können. Da nun das, was nur gedacht ist, nicht eigentlich ist, sondern nur der das Gedachte Denkende und dieser etwas Reales ist, so erkennt man leicht, dass Augustinus' Meinung nur geeignet ist, die Lehre von der ausschließlichen Existenz von Realem zu bestätigen. („Zur Frage der Existenz der Inhalte und von der *adaequatio rei et intellectus*“, 20.11.1914, in Brentano (1930), 129)

Dieser im Grunde genommen personalistische Ansatz ist der Ablehnung Brentanos der *entia rationis* und dem methodologischen Individualismus Poppers gemeinsam. Brentano hat zu Recht darauf bestanden, dass die Annahme idealer Wesenheiten unhaltbar ist und dass sie aus einer Hypostasierung der Erkenntnisfunktionen entsteht, die den logischen Gehalt der Urteile und Begriffe vom Akt-Vollzug des persönlichen Urteilens und Begreifens loslöst.⁸

Hier ist vor allem der Verweis an Augustinus sehr aufschlussreich. Derselbe personalistische Ansatz, der bei Brentanos Lehre des doppelten Urteils zu finden ist, spiegelt sich auch bei seinem Verständnis des Unbewussten wieder. Gewöhnlich werden Brentanos Ausführungen im zweiten Kapitel seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* nur als schlichte Ablehnung der Existenz unbewusster psychischer Phänomene interpretiert (vgl. vor allem Schöpf (1988)), aber seine Kritik – wie im Folgenden kurz gezeigt werden soll – verwirft genau genommen nur die Voraussetzung, die allen unpersönlichen und naturalistischen Auffassungen des Unbewussten gemeinsam ist, d.h. die These, dass das Bewusstsein prinzipiell vom Unbewussten getrennt und ihm untergeordnet ist. Dadurch knüpft Brentano an eine Tradition an, die sich bis Augustinus zurückverfolgen lässt.

Nach Brentano ist jeder psychischer Akt von einem darauf bezüglichen Bewusstsein begleitet (Brentano (1874), 195). Darin scheint er mit Locke ganz und gar einig zu sein. Aber Brentano behandelt den Gedanken des Unbewussten nicht als *Contradictio in adiecto*, wie andere Zeitgenossen dies taten, welche das Seelische wie er mit dem Bewusstsein gleichsetzten (Brentano (1874), 143). Er glaubt nur, dass wir keinen zwingenden Grund

haben, das Unbewusste als eine von dem Bewusstsein ganz und gar getrennte Wirklichkeit anzunehmen.

Unter den vier Wegen, die nach Brentano betreten werden können, um unbewusste psychische Akte anzunehmen, beschränke ich mich auf den ersten. Er liegt darin, dass man zu Recht von unbewussten psychischen Phänomenen sprechen würde, wenn gewisse in der Erfahrung gegebene Tatsachen als ihre *Ursache* die Annahme eines unbewussten psychischen Phänomens verlangten. Nebenbei bemerkt: das ist in der Tat der Weg, den Freud betreten hat: Das Unbewusste ist bei Freud notwendig, um Phänomene wie Fehlleistungen, Träume und Assoziationen zu erklären oder verstehen, Phänomene, die ansonsten unerklärlich und unverständlich blieben. Nun ist dieser Weg nach Brentano an sich berechtigt, aber nur unter bestimmten Bedingungen und insbesondere unter der Bedingung, dass man über keine andere einfachere und überzeugendere Erklärung verfügt. Aber so ist es nicht. Es kann zum Beispiel folgendes passieren: Einer spricht mit uns, wir aber sind zerstreut und wissen daher im Augenblick nicht, was er sagt; einen Augenblick später indes sammeln wir uns, und nun kommt uns zum Bewusstsein, was wir gehört haben (Brentano (1874), 158). Nun ist die Annahme unbewusster psychischer Phänomene nicht die einzige Hypothese, aus der sich diese Erscheinung erklären lässt. Zu ihrer Erklärung genügt dagegen die Annahme, „daß etwas mit Bewusstsein empfunden und später in dem Gedächtnis erneuert wurde, und daß bei diesem Auftreten gewisse Assoziationen und andere Seelentätigkeiten an die Erscheinung sich knüpfen, die das erste Mal infolge besonderer hindernder Umstände unterblieben waren.“⁹. Es geschieht häufig, dass wir, mit irgendwelchem Gedanken beschäftigt, auf unsere Umgebung nicht acht geben. Sie scheint in solchem Falle keine Empfindung in uns zu erwecken, und dennoch zeigen die Folgen, dass wir in Wirklichkeit Empfindungen gehabt haben (vgl. Brentano (1874), 153-162).

Um solche Phänomene zu erklären, ist man also nicht gezwungen, absolut unbewusste psychische Akte anzunehmen. Der Angelpunkt der Kritik Brentanos an dem Unbewussten liegt darin, dass irgendein aus dem Bewusstsein verschwundenes psychisches Element zwar als ein unbewusst gewordenes bezeichnet werden kann, aber es bleibt immer wieder die Möglichkeit seiner Erneuerung, d.h. seines Wiedereintritts in den aktuellen Zusammenhang der psychischen Vorgänge. Genau genommen gibt es nach Brentano nur ein relativ Unbewusstes, d.h. unbewusste psychische Akte können nur dann kohärent angenommen werden, wenn man von dem Bewusstsein ausgeht, das der notwendige Beziehungspunkt jeder Auffassung des Unbewussten bleiben muss. Mit anderen Worten,

Brentano verwirft nicht einfach das Unbewusste, sondern versucht das Unbewusste von dem Bewusstsein und vor allem vom Gedächtnis her zu denken.¹⁰

Die Kontinuität zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten wird von Brentano auch bei seiner Kritik an der damals berühmten Auffassung Hartmanns hervorgehoben. Gegen Hartmann macht Brentano die These geltend, dass die unbewussten psychischen Phänomene „in ihrem Verlaufe so wie in ihren anderen Eigentümlichkeiten mit den anerkannten Gesetzen der bewußten psychischen Phänomene nicht im Widerspruch stehen“ müssen (vgl. Brentano (1874), 149). Mit anderen Worten, man muss die unbewussten psychischen Akte den bewussten so weit wie möglich als homogen denken. Wer das Gegenteil macht, wie eben Hartmann – der die unbewussten psychischen Akte „heterogen, ja in den wesentlichsten Beziehungen von ihnen abweichend denkt“ –, der wird von vornherein die Hypothese dieser unbewussten psychischen Akte „schwächen“ und letztendlich „unwissenschaftlich“ machen (Brentano (1874), 150). Bei Hartmann sind nach Brentano unbewusste psychische Phänomene eigentlich keine psychischen Phänomenen mehr, sie lösen sich „in ein ewig Unbewußtes, in ein alleiniges, allgegenwärtiges, allwissendes und allweises Wesen auf“, das den Namen Gott nur deshalb noch nicht verdient, weil ihm nur noch das Bewusstsein fehlt (vgl. Brentano (1874), 151).

Offensichtlich zählt Hartmanns Auffassung zu den unpersönlichen und naturalistischen Auffassungen des Unbewussten. Nach diesen Auffassungen ist das Unbewusste eine unpersönliche Wirklichkeit – bei Freud ist es darüber hinaus ein Reich ohne Zeit, wo sogar der Satz vom Widerspruch nicht gültig ist –, eine Wirklichkeit, die in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem Bewusstsein steht.

Brentano hat eigentlich nur diesen Begriff des Unbewussten abgelehnt, der eine prinzipielle „Trennungslinie“ zwischen Bewusstsein und Unbewusstem voraussetzt. Er knüpft dagegen an eine Tradition an, die sich bis Augustinus zurückverfolgen lässt. Wenn Augustinus das Thema des Gedächtnisses behandelt und ausarbeitet, schreibt er dem Bewusstsein eine innerliche Dimension zu, die weit über das klare, reine oder volle Bewusstsein hinausreicht. Er spricht von „arcana“ oder „abyssus conscientiae“. Von diesem Standpunkt aus ist das Unbewusste dem Bewusstsein gegenüber nicht etwas qualitativ Verschiedenes, sondern seine innerliche und tiefe Dimension. Das Unbewusste ist in dem innerlichen Raum des Bewusstseins sozusagen eingeschlossen, und umgekehrt hat das Bewusstsein verschiedene Grade der Tiefe, so dass es nie imstande ist, sich selbst

vollständig und ohne Rest zu erfassen: „ich kann nicht alles enthalten, was ich selbst bin“, heißt es in den *Confessiones* (Conf., X, 8).

Versteht man unter Bewusstsein nur das, was man klares oder volles Bewusstsein nennen könnte, dann fällt es natürlich weder mit den im Gedächtnis behaltenen Erkenntnissen – wie schon Plato in *Theaetetus* eingesehen hatte – noch mit unserem persönlichen Sein zusammen. Setzt man aber eine Denkrichtung fort, die von Augustinus ausgehend, über u. a. Leibniz, Brentano, Jaspers bis zu einigen Vertretern des heutigen Personalismus reicht, und versteht man unter Bewusstsein unsere auf verschiedenen Ebenen erlebte Innerlichkeit, dann kann man verschiedene Grade oder Tiefen des Erlebens dieser Innerlichkeit annehmen. Von diesem Standpunkt aus sind die unbewussten Vorgänge – dem Brentanoschen Anspruch gemäß – den psychischen analog, sie sind einfach niedrigere Grade des Bewusstseins. Bei jedem bedeutungsvollen Bewusstseinszustand ist sozusagen vieles mitbetätigt, das nicht zu unserem klaren oder vollen Bewusstsein kommt, aber noch zu unserem in einem weiteren Sinne verstandenen Bewusstsein gehört.

Von diesem Standpunkt aus sind unbewusste Phänomene die Reste bewusster Tätigkeit, die am Rand des Bewusstseins, aber immer noch innerhalb seines Kreises sind und eben deshalb jedes Mal prinzipiell ins volle Bewusstsein zurückgerufen werden können. Das, was man als unbewusste Phänomene im engeren Sinne bezeichnen könnte, ist keine dem vollen Bewusstsein prinzipiell entzogene Wirklichkeit, sondern eine auf implizite oder dunkle Weise erlebte innere Wirklichkeit, die von unserem eigenen Denken und Handeln hintergelassen wurde und aus der Sedimentation in den Tiefen des Gedächtnisses entstanden ist. In diesem Sinne soll m. E. auch die These Brentanos interpretiert werden, nach der der Schatz erworbener Erkenntnisse, die wir haben, ohne an sie zu denken, eigentlich nur „habituelle Dispositionen“ im Sinne Aristoteles' sind, d.h. Dispositionen zu gewissen Akten des Denkens infolge früherer Akte (vgl. z.B. Brentano (1874), 86,144).

Nach diesen die Natur des Unbewussten betreffenden Ausführungen können wir uns mit dem Problem des wissenschaftstheoretischen Status der Humanwissenschaften auseinandersetzen, um schließlich einen Ausweg aus Poppers Antinomie zu finden.

3. Der wissenschaftstheoretische Status der Sozial- und Humanwissenschaften

In dem letzten Teil meines Beitrags möchte ich kurz versuchen, den Gegenstand der Sozialwissenschaften und der Humanwissenschaften im Allgemeinen so zu bestimmen, dass er kompatibel sowohl mit dem methodologischen Individualismus als auch mit dem Anliegen Poppers wird, die kulturelle Welt einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich zu machen. Dabei wird vor allem die auch bei Brentano zu findende personalistische Auffassung des Unbewussten eine entscheidende Rolle spielen.

Zuerst einmal ist Popper darin Recht zu geben, dass die Sozialwissenschaften keine Wissenschaften im eigentlichen Sinne sein könnten, wenn sie über keine den naturwissenschaftlichen *analogen* Gesetze verfügten. Wie schon nebenbei erwähnt, liegt eine der grundlegenden Bedingungen jeder empirisch intersubjektiven Nachprüfbarkeit in der Existenz konstanter und reproduzierbarer empirischer Strukturen. Denn ohne diese Strukturen könnten keine Hypothesen aufgestellt und kontrolliert werden, weil es unmöglich wäre, gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen bestimmten praktisch-technischen Eingriffen und bestimmten Veränderungen der empirischen Wirklichkeit herzustellen. Lebten wir in einer Wirklichkeit, die ganz und gar ohne jedes gesetzmäßige Verhalten wäre, könnten wir keinen empirischen Allgemeinbegriff bilden. Das ist im Grunde genommen eine Art und Weise, die transzendente Deduktion Kant vom Standpunkt unseres wirksamen Handelns und Eingreifens in die Natur aus zu formulieren. Wir könnten z.B. den Begriff „Stuhl“ überhaupt nicht bilden, wenn wir nicht ausschließen, dass sich der entsprechende Gegenstand plötzlich und ohne Grund in einen *beliebigen* anderen Gegenstand verwandeln könnte: ohne die auszuschließen, könnte man den in Frage stehenden Begriff auf keinen Gegenstand anwenden, d.h., man hätte diesen Begriff überhaupt nicht.

Die als erste zu stellende Frage ist also, ob der Gegenstand der Sozialwissenschaften und der Humanwissenschaften im Allgemeinen eine Gesetzmäßigkeit – und daher eine Wiederholbarkeit und Reproduzierbarkeit – aufweist, die denen des naturwissenschaftlichen Gegenstandes analog ist. Nun ist diese Frage – wie Popper es auch tut – zu bejahen, aber in einem von Popper unterschiedenen Sinne. Die Sozialwissenschaften – wie all andere Humanwissenschaften auch – haben ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten, die jedoch im Vergleich zu denen der Naturwissenschaften sowohl analog als auch prinzipiell grundverschieden sind. Meine den wissenschaftstheoretischen Status der Humanwissenschaften betreffende

Hauptthese ließe sich vielleicht am besten so zusammenfassen, dass der Gegenstand dieser Wissenschaften im Grund genommen das menschliche Unbewusste ist. Es ist insbesondere die prinzipielle und auch faktische Wiederholbarkeit der unbewussten Dynamiken, die die Grundlagen der Sozial- und Humanwissenschaften schafft. Im Unbewussten bestehen die konstanten und reproduzierbaren empirischen Strukturen, die eine der grundlegenden Bedingungen jeder empirisch intersubjektiven Nachprüfbarkeit stellen. Die prinzipielle und auch faktische Wiederholbarkeit der unbewussten Strukturen ermöglicht es, sie betreffende Hypothesen aufzustellen und diese Hypothesen dadurch zu kontrollieren, dass gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen bestimmten praktisch-technischen Eingriffen und bestimmten Veränderungen der empirischen Wirklichkeit hergestellt werden.

Diese These ist aber an sich zweideutig, weil sie eine ganz verschiedene Bedeutung annimmt, je nachdem, was man unter dem Ausdruck „Unbewusstes“ versteht. Wenn man von einer unpersonalistischen Auffassung des Unbewussten ausgingen, dann liefe meine These, nach der der Gegenstand der Humanwissenschaften das Unbewusste ist, auf eine vollständige Reduzierung der Human- auf die Naturwissenschaften hinaus. Wie bekannt hat der französische Strukturalismus – an Freud, Jung, Nietzsche und die letzte Phase der Philosophie Heideggers anknüpfend – die Humanwissenschaften als ein logisches und formales Wissen gedeutet, das eine unbewusste Wirklichkeit betrifft. Lévy–Strauss hat zum Beispiel „unbewusste geistige Strukturen“ angenommen, die wie formale und unveränderliche Schemata auf einer tieferen Ebene wirken und auf unbewusste Weise das menschliche Verhalten dazu zwingen würden, sich nach bestimmten Regeln zu richten (vgl. z.B. Foucault (1966) u. Lévy–Strauss (1962)).

Wir haben aber am Beispiel Brentanos gesehen, dass jede solche unpersönliche, naturalistische Auffassung des Unbewussten gerade deshalb unhaltbar ist, weil das Unbewusste immer in einem wesentlichen Zusammenhang mit dem Bewusstsein steht. Jede unpersönliche Auffassung des Unbewussten trägt der Tatsache nicht genügend Rechnung, dass das Unbewusste sich selbst nicht direkt ausdrücken kann, d.h. es nicht auf unmittelbare oder direkte Art und Weise bekannt ist. Sein expliziter, sprachlicher Ausdruck ist notwendigerweise eine Leistung des Bewusstseins, kommt nur auf der Ebene des persönlichen bewussten Vorstellens vor, dessen Autonomie durch den eventuellen Akt wieder behauptet wird, der sie verneinen möchte.

Das Unbewusste als theoretischer Begriff, der sich auf bestimmte reale psychische und auch außerhalb des Bewusstseins existierende Vorgänge be-

zieht, ist zwar ein wissenschaftlich berechtigter Begriff, aber er kann nur durch eine methodische Abstraktion entstehen, die vom Bewusstseinszusammenhang ausgeht und ihn voraussetzt. Es ist kein Zufall, dass jeder Versuch, das Bewusstsein dem Unbewussten unterzuordnen, dem Unbewussten explizit oder implizit Merkmale zuschreibt, die eigentlich nur dem Bewusstsein zukommen. Man könnte sagen, dass sich das Unbewusste nie auf einen rein empirischen Vorgang reduzieren lässt, der bar jeglichen Sinns ist. Es behält immer eine wesentliche, wenn auch implizite oder, um mit Leibniz und Kant zu reden, „dunkele“ Beziehung zum Bewusstsein.

Von diesem Standpunkt aus soll nun die These interpretiert werden, dass der Gegenstand der Sozial- und der Humanwissenschaften im Allgemeinen im Grunde genommen das Unbewusste ist. Daraus erhellt, wie die humanwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten im Vergleich zu denen der Naturwissenschaften sowohl analog als auch prinzipiell grundverschieden sein können. Für die menschliche Wirklichkeit typisch sind durch häufige Wiederholungen entstandene Gewohnheiten im Handeln und Denken, fast nur mechanisch und unbewusst ausgeführte Quasi-Mechanismen, denen man sich nur sehr schwer entziehen kann und die die Grundlagen für gesellschaftliche Institutionen, geschichtliche Überlieferungen und überkommene Bräuche usw. schaffen. Bewusstes Denken und Handeln hinterlassen unbewusste Wirkungen oder unbewusste Dispositionen, die die Reste bewusster Denk- und Handelstätigkeit sind und ihrerseits auf bewusstes Denken und Handeln einen großen und gesetzmäßigen Einfluss ausüben. Sie gehen form- und richtunggebend in unsere bewusste Tätigkeit ein. Sie sind es, die die Gesetzmäßigkeiten darstellen, von denen menschliche Handlungen in einem zumeist vernachlässigbaren Maße abweichen, so dass es möglich wird, diese Handlungen unter allgemeinen – psychologischen, soziologischen, medizinischen usw. – ‚Gesetzen‘ zu subsumieren, um sie wissenschaftlich nach dem bekannten und viel diskutierten deduktiv-nomologischen Modell zu erklären oder vorauszusagen.

Entsprechen die die menschlichen Handlungen betreffenden Gesetzmäßigkeiten den naturwissenschaftlichen Gesetzen einerseits in dieser Hinsicht ganz und gar, gelten sie aber andererseits, bzw. bleiben sie nur insofern ausnahmslos wirksam, als sie nicht zurückgerufen werden, als sie nicht wieder im Bewusstsein des Handelnden auftauchen. Darin liegt der Grund, warum Menschen psychologische, soziologische, ethnologische und andere Gesetzmäßigkeiten ändern, verbessern oder manchmal sogar vollständig – genauer ausgedrückt: fast vollständig – aufheben können. So gesehen ist die Psychoanalyse paradigmatisch; aber auch das Alltagsleben bestätigt immer wieder die Fähigkeit unseres Bewusstseins, im Prinzip

die Routinen und Automatismen aufzuheben, die unser Leben in hohem Maße ausmachen.

Menschliches Handeln hat immer zwei Seiten: die eine Seite, die weitgehend aus unbewussten, gesetzmäßigen Routinen oder Automatismen besteht und es gestattet, menschliches Handeln wissenschaftlich zu erklären, bzw. es unter allgemeinen ‚Gesetzen‘ zu subsumieren – und die andere Seite, die Routinen oder Automatismen in prinzipiell möglichen neuen Handlungen immer wieder auflöst. Hier liegt die wissenschaftstheoretisch und methodologisch wichtigste Eigenschaft der Humanwissenschaften. Je nach den Umständen herrscht zwischen bestimmten Gesetzmäßigkeiten und den einzelnen persönlichen, diese Gesetzmäßigkeiten aktualisierenden Aktvollzügen nicht nur ein sich gegenseitiges Ermöglichen und Verstärken, sondern auch ein sich gegenseitiges Abschwächen oder gar Aufheben. Die beiden Seiten sind nicht voneinander getrennt, sondern dialektisch miteinander verbunden. Weit entfernt davon, einen Widerspruch zu bilden, setzen sie einander voraus, und jede von ihnen ist notwendig, um die andere angemessen interpretieren zu können: Die *prinzipiell* vorhandene Möglichkeit, unbewusste Regeln, Routinen oder Gewohnheiten aufzuheben, ist gewissermaßen nur die andere Seite der *faktisch* weitgehenden Abhängigkeit unseres Willens von diesen Regeln, Routinen oder Gewohnheiten.¹¹

Bei den unbewussten Dynamiken ist nicht nur der Schlüssel zu finden, um einen wichtigen Aspekt der Nichtreduzierbarkeit des wissenschaftstheoretischen Status der Humanwissenschaften auf den der Naturwissenschaften zu erfassen, sondern tritt auch der Wahrheitskern des methodologischen Individualismus Poppers klar zu Tage. Die Sozialwissenschaften – genauso wie jede andere Humanwissenschaft auch – können auf die Einzigartigkeit der einzelnen Person in einer den Naturwissenschaften ganz unbekanntem Bedeutung nicht verzichten. Das ist aber überhaupt nicht in dem üblichen Sinne zu verstehen, d.h. in dem Sinne des Unterschieds Windelbands zwischen nomothetischen Wissenschaften – die nach allgemeingültigen Regelmäßigkeiten und konstanten, sich wiederholenden Kausalzusammenhängen streben – und idiografischen, die mit dem Konkreten, Einzelnen, Einmaligen zu tun haben. Es ist zwar trivial wahr, aber eben methodologisch irrelevant, dass jede einzelne menschliche Person oder jede einzelne Gruppe von Personen eine unwiederholbare Wirklichkeit darstellen, d.h., dass sie rein ontologisch gesehen einmalig sind, denn auch ein Brückenbau ist in diesem Sinne etwas Einmaliges und Unwiederholbares. Der *methodologisch relevante* Sinn, in dem man auf die Einzigartigkeit des Individuums nicht verzichten kann, liegt vielmehr darin, dass die

Einzigartigkeit der einzelnen Person in jeder Humanwissenschaft deshalb eine entscheidende Rolle spielt, weil jede einzelne Person für sich die Fähigkeit hat, die Gültigkeit der sie betreffenden Gesetzmäßigkeiten prinzipiell aufzuheben. Wie gezeigt, hängt diese Gültigkeit von einer personalen und einmaligen Bewusstseinsvermittlung ab, die jede auf Routinen und Automatismen basierende Gesetzmäßigkeit jederzeit wieder aufheben kann. Der Wahrheitskern von Poppers methodologischem Individualismus besteht also darin: Prinzipiell darf nie die Möglichkeit ausgeschlossen werden, dass man bei der Anwendung von humanwissenschaftlichen ‚Gesetzen‘ auf einzelne Personen oder auf aus einzelnen Personen bestehende Gruppen versagt. Dieser Fall muss immer berücksichtigt werden und soll – soweit wie möglich, aber ohne dass es ein für allemal gelingt – methodologisch ausgeschaltet werden.

Wir haben gesehen, dass Popper – entgegen seinem methodologischen Individualismus – zahlreiche Beispiele angeführt hat, um seinen Begriff der den naturwissenschaftlichen analogen „soziologischen Gesetze“ zu veranschaulichen. Aber alle humanwissenschaftlichen Gesetze – auch die der am stärksten generalisierenden Wissenschaften wie die Ökonomie –, stellen doch Regelmäßigkeiten dar, die im Gegensatz zu den Naturgesetzen – deren Existenz und eventuelle Änderung ganz und gar vom unseren Willen unabhängig sind – aus einzelnen Personen entstehen und von einzelnen Personen anerkannt, verändert und im Grenzfall suspendiert werden können. Wenn sich jemand ein Haus kaufen will – das war Poppers Beispiel –, hat er nicht die Absicht, den Marktpreis der Häuser zu steigern, aber schon die Tatsache, dass er als Käufer auf dem Markt auftritt, bewirkt eine unbeabsichtigte Tendenz zu steigenden Marktpreisen. Nun ist es zwar richtig, dass eine wichtige Aufgabe der Sozial- und Humanwissenschaften darin besteht, solche Gesetzmäßigkeiten zu finden, aber auch ein vermeintliches ‚Gesetz‘ wie das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage setzt schon voraus, dass man seine Anwendung schon fast automatisiert und unbewusst gemacht hat. Das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ist nämlich kein natürliches, sondern eben ein kulturelles. Es ist immer durch das Bewusstsein der einzelnen Person vermittelt. Wie ein Geldschein kein Geld mehr ist, sondern nur ein Stück Papier ohne jeglichen Wert, wenn man von den Haltungen und Gedanken der sie verwendenden Leute absieht, genauso steht es mit dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Auch dieses Verhältnis kann seinen Sinn und seine Wirksamkeit verlieren oder zumindest ändern, wenn z.B. der Kauf von auf dem Immobilienmarkt stehenden Häusern aus verschiedenen Gründen als ethisch sehr wünschenswert angesehen wäre und

folglich sich ein Verhaltenskodex bildete, der die Käufer dazu veranlassen würde, für Häuser einen auch höheren Preis als den Preis zu bezahlen, den das uns bekannte Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage festsetzen würde. Es sei nebenbei bemerkt, das hier eine der grundlegenden Bedingungen der Möglichkeit jeder solidarischen Wirtschaft besteht.

Von dem hier skizzierten Begriff des Unbewussten wird also klar, in welchem Sinne der personalistische Ansatz des methodologischen Individualismus mit der Autonomie des Gegenstandes der Humanwissenschaften – und daher der Möglichkeit ihrer autonomen wissenschaftlichen Untersuchung – zu versöhnen ist. Wenn einerseits die Gültigkeit der die einzelne Person betreffenden Gesetzmäßigkeiten prinzipiell von einer personalen und einmaligen Bewusstseinsvermittlung abhängt, bringen andererseits Gedanken, Entscheidungen und Handlungen von einzelnen Personen – wenn auch oft auf unbeabsichtigte Art und Weise – unbewusste Dispositionen hervor, die, je weiter sie vom klaren Bewusstsein entfernt sind, desto autonomer werden und so konstant bleiben, dass sie eine wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Wirklichkeit nach allgemeinen Gesetzen möglich machen.

Die Tatsache, dass jede Handlung unbeabsichtigte Konsequenzen hat, ist zwar wichtig, um den Gegenstand der Sozialwissenschaften und der Humanwissenschaften zu bestimmen, aber sozusagen nur sekundär, d.h., nachdem man den Status der Humanwissenschaften auf die hier skizzierte Art und Weise präzisiert hat. Auch Poppers unbeabsichtigte Folgen unseres Denkens und Handelns müssen mit Gedanken- oder Handlungsdispositionen verbunden werden, die in einem nicht Freudschen, sondern personalistischen und – wie ich gezeigt habe – auch Brentanoschen Sinne dadurch unbewusst wurden, dass sie sich vom klaren Bewusstsein entfernt und fast automatisiert haben.

Literatur:

- Antiseri, D. (1997). Azioni individuali e conseguenze inintenzionali. In Cotteri R. (Hg.) *Individuo e rapporto comunitario nell'Europa alle soglie del terzo millennio/Das Individuum und die gemeinschaftlichen Beziehungen im Europa an der Schwelle des dritten Jahrtausends*. Merano: Hauger, (1997), 291-331 u. 329-331 („Erwiderung des Referenten“).
- Antiseri, D. (1999). *La scuola austriaca di economia*. Rubbettino: Soveria Mannelli.
- Antiseri, D. und Pellicani L. (1992). *Individualismo metodologico: una polemica sul mestiere dello scienziato sociale*. Milano: Angeli.

- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkte*, Bd. I. Leipzig: Duncker & Humblot. (Zitierung nach der von Oskar Kraus besorgten Ausgabe, Hamburg: Meiner (1973)).
- Brentano, F. (1930). *Wahrheit und Evidenz*. O. Kraus (Hg.), Leipzig: Meiner.
- Brentano, F. (1966). *Die Abkehr vom Nichtrealen*. F. Mayer-Hillebrandt (Hg.), Hamburg: Meiner.
- Brentano, F. (1971). *Psychologie vom empirischen Standpunkt*, Bd. II, O. Kraus (Hg.), Hamburg: Meiner.
- Buzzoni, M. (1984). *Popper. La persona fra natura e cultura*, Roma: Studium.
- Buzzoni, M. (1987). *Gewißheit und Wahrheit bei Popper*. In Baumgartner W. (Hg.), *Gewißheit und Gewissen*, Würzburg: Königshausen+Neumann, 141-163.
- Buzzoni, M. (1988). Brentano, Sprache, Ontologie und Person. In *Brentano-Studien 1*, 153-187.
- Buzzoni, M. (1989). *Operazionismo ed ermeneutica. Saggio sullo statuto epistemologico della psicoanalisi*. Milano: Angeli.
- Buzzoni, M. (2003). Medicine as a human science between the singularity of the patient and technical and scientific reproducibility. In *Poiesis and Praxis 1*, 171-184.
- Chalmers, A. F. (1985). Methodological Individualism: An Incongruity in Popper's Philosophy. In Currie G. and Musgrave A. (eds.), *Popper and the Human Sciences*. Dordrecht: Nijhoff, 73-87.
- Cubeddu R. (1996). *Tra Scuola Austriaca e Popper. Sulla filosofia delle scienze sociali*. Napoli: Edizioni Scientifiche Italiane.
- Durkheim É. (1894). *Les règles de la méthode sociologique*. (Zit. nach der 11. Aufl., Paris: Presses Univ. de France, (1950).)
- Foucault, M. (1966). *Les mots et les choses*. Paris: Gallimard.
- Hayek, F. A. von (1942); (1943); (1944). Scientism and the Study of Society. In *Economica*, 9 (1942), 267-291 (Part I); 10 (1943), 34-63 (Part II); 11 (1944), 27-39 (Part III). (Wiederabdruck in Hayek, F. A. von, *The Counter-Revolution of Science*, Glencoe: The Free Press (1952), 13-102.)
- Hayek, F. A. von (1946). *Individualism: True and False*. Oxford: Blackwell.
- Hayek, F. A. von (1948). *Individualism and Economic Order*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Kamitz, R. (1983). Franz Brentano: Wahrheit und Evidenz. In Speck J. (Hg.), *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Neuzeit III*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 160-197.
- Kastil, A. (1951). *Die Philosophie Franz Brentanos. Eine Einführung in seine Lehre*, Bern: Francke.
- Kastil, A. (1968). Anmerkungen des Herausgebers zu F. Brentano. In Brentano, F., *Kategorienlehre*, hg. A. Kastil, Meiner, Hamburg, 305-394.
- Kraus, O. (1934). *Wege und Abwege der Philosophie*. Prag: Calve.
- Lévy-Strauss, C. (1961). *Le totémisme aujourd'hui*. Paris: Presses Univ. de France.

- Mardiros A.M. (1975). Karl Popper as Social Philosopher. In *Canadian Journal of Philosophy* 5, 157-171.
- Menger, C. (1883). *Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften, und der politischen Oekonomie insbesondere*. Leipzig: Duncker & Humblot. (Wiederabdruck in Menger, C., *Gesammelte Werke*, Bd. 2, Tübingen: Mohr, 1992).
- Popper, K. R. (1950). *The Open Society and Its Enemies*. Princeton: Princeton Univ. Press. (*Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd I. *Der Zauber Platons*; Bd. II: *Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen*, 6. Aufl. Bern und München: Francke (1980).)
- Popper, K. R. (1957). *The Poverty of Historicism*, London: Routledge & Kegan Paul. (*Das Elend des Historizismus*, 5. Aufl., Tübingen: Mohr, (1979).)
- Popper, K. R. (1963). *Conjectures and Refutations*, Routledge & Kegan Paul, London. Zit. nach der 4. Aufl., (1972). (*Vermutungen und Widerlegungen*, 2 Bände, Tübingen: Mohr, (1994) u. (1997)).
- Popper, K. R. (1970). „Coloquio“ über P. Schwartz, El individualismo metodológico y los historiadores. In Boyer, M., Zavala, V. S. de & Schwartz, P. (eds.), *Ensayos de Filosofía de la Ciencia*. Madrid: Tecnos, 150-152.
- Schöpf, A. (1988). Das Problem des Unbewußten in Brentanos ‚Psychologie vom empirischen Standpunkt‘. In *Brentano-Studien* 1, 89-95.
- Schumpeter, J. A. (1908). *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationaloekonomie*. München und Leipzig. (Wiederabdruck Berlin: Duncker und Humblot, (1998)).
- Schwartz, P. (1970), El individualismo metodológico y los historiadores. In Boyer M., Zavala V.S. de, & Schwartz P. (eds.), *Ensayos de Filosofía de la Ciencia*. Madrid: Tecnos, 117-140.
- Stefanini, L. (1968). Personalismo. In *Enciclopedia Filosofica*. Firenze: Sansoni.
- Watkins, J. W. N. (1956). Historical Explanation in the Social Sciences. In *British Journal for the Philosophy of Science* 8, 104-117. (Wiederabdruck in und zit. nach Martin, M. and McIntyre, L. C. (eds.), *Readings in the Philosophy of Social Science*. London: MIT, 1994, 441-450.)

Anmerkungen:

- * Der vorliegende Beitrag wurde zuerst im Oktober 2002 während eines Lehr- und Forschungsaufenthalts in Würzburg in einer teilweise verschiedenen Version vorgetragen. Meinem wissenschaftlichen Gastgeber, Herrn Prof. Dr. Wilhelm Baumgartner, gilt mein innigster Dank. Auch für die sich anschließende, wertvolle Diskussion habe ich hier meinen Dank auszusprechen. Für sprachliche Verbesserungen bin ich ebenfalls Prof. Dr. Wilhelm Baumgartner sehr dankbar.
- 1 Vgl. Popper (1957), 147-148, dt. Übers., 123. Bekanntlich wurde der methodologische Individualismus ursprünglich von Carl Menger formuliert (vgl. z.B. Menger (1883)), obwohl der Ausdruck selbst, der später auch

- in *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922) von Max Weber vorkommt, aus Schumpeter (1908) stammt. Vor Popper hat auch von Hayek diese Lehre wieder aufgenommen und entwickelt (vgl. Hayek (1942/1943/1944), (1946) u. (1948)). Was die Quellen betrifft, die einen Einfluss auf Popper ausgeübt haben, vgl. z.B. Antiseri und Pellicani (1992), Cubeddu (1996), Antiseri (1999).
- 2 Vgl. Durkheim (1894), Kap. II. Die bereits im Untertitel dieses Kapitels von Durkheim formulierte erste grundlegende Regel der soziologischen Methode fordert dazu auf, „die gesellschaftlichen Tatsachen als Dinge zu betrachten“.
 - 3 Vgl. auch Schwartz (1970), 135: „Die Popperianer sind sich der Bedeutung der unbeabsichtigten Konsequenzen von individuellen Handlungen voll bewusst, aber es ist mir unverständlich, wie sie glauben können, dass solche Konsequenzen auf individuelle Dispositionen zurückführbar sind.“ Dieselbe Ungereimtheit oder „Inkongruenz“ des methodologischen Individualismus mit der Situationslogik und der Bedeutung der unbeabsichtigten Konsequenzen von menschlichen Handlungen wird auch von Chalmers (1985), 73-78, behauptet.
 - 4 Der Ausdruck Personalismus wird hier im Sinne Luigi Stefaninis verwendet, nach dem man eine Philosophie als personalistisch bezeichnen darf, die jede im Grunde genommen platonische Tendenz verwirft, das Denken zu hypostasieren, es in eine Wirklichkeit und in ein Prinzip umzuwandeln, die außer der Person bestehen könnten, wohingegen das Denken nur in der Person wirklich ist (vgl. z.B. Stefanini (1968), 450). Was diesen Punkt betrifft, gibt es einige Schwankungen bei Popper, die sich in verschiedenen Aspekten seiner Philosophie manifestieren: vgl. Buzzoni (1984) und (1987).
 - 5 Vgl. Brief an Anton Marty vom 2.9.1906, in Brentano (1930), 91-96: 93. Am Schluss dieses Briefes nimmt Brentano das Argument wieder auf, das sich auf das Prinzip der Ökonomie des Denkens stützt: „Wir haben der Verwicklung genug, wenn wir das Reale als einzigen Gegenstand gelten lassen. Platons Ideen halfen in nichts. Es war, sagt Aristoteles, wie wenn einer das Wenigere zu zählen verzweifelte, nach Zugabe von unvergleichlich Mehrerem aber der Additionsaufgabe Herr werden zu können glaubte.“
 - 6 F. Brentano, „Zur Lehre von den entia rationis“ (27.1.1917). In Brentano (1966), 390-394: 394. Vgl. auch den Brief an Marty vom 7.1.1903, *ibid.*, 106-108: 106: „Es ist, scheint mir, *unmöglich, daß einem Nichtrealen anders als in Dependenz von einem Realen Tatsächlichkeit zukomme*. Und zwar kann diese Dependenz nicht etwa als eine einfache gefaßt werden (denn nicht verursacht tritt das Nichtreale auf, wäre es doch sonst Reales), sondern konkommitant. Wenn ein Gesehenes als solches tatsächlich ist, ist es auch ein Sehendes; wenn ein Gewolltes als solches, ein Wollendes.“
 - 7 F. Brentano, „Nachträgliche Bemerkungen zur Erläuterung und Verteidigung, wie zur Berichtigung und Weiterführung der Lehre“, § IX: „Von den wahren und fiktiven Objekten“. in Brentano (1971), 133-196: 162. Vgl. auch Brentano (1930), 117, 124, 128, 162-163.

- 8 Es ist aber Brentano nicht gelungen, von diesem Standpunkt aus die grundsätzliche Allgemeinheit und Intersubjektivität der Erkenntnis zu rechtfertigen, weil er versucht hat, jede Art transzendentaler Reflexion von seiner Philosophie durch eine empiristische Vorentscheidung fernzuhalten: vgl. Buzzoni (1988), 153-187.
- 9 Brentano (1874), 159. Das Gedächtnis spielt also bei Brentanos Erörterung des zweiten Weges zum Unbewussten eine entscheidende Rolle. Bei dem zweiten Weg wird ein Nachweis unbewusster psychischer Akte durch einen Schluss von der Ursache auf die Wirkung versucht: „Wenn eine gegebene Tatsache eine Seelenerscheinung notwendig als Wirkung nach sich zieht, so ist man, wenn dennoch keine im Bewußtsein auftritt, zur Annahme“. Auch in diesem Fall ist man zur Annahme eines unbewussten Phänomens nur dann u.a. berechtigt, wenn feststeht, dass das zu erwartende psychische Phänomen „nicht im Bewußtsein aufgetreten und dann sofort vergessen worden ist.“ (vgl. Brentano (1874), 163). Das alles hat auch mit der These des primären und des sekundären Objekts zu tun: Ein gehörter Ton ist das primäre Objekt, während das Hören selbst das sekundäre Objekt darstellt: „Die Töne, die wir hören, können wir beobachten, das Hören der Töne können nicht beobachten; denn nur im Hören der Töne wird das Hören selbst mit erfaßt. Einem früherem Hören dagegen, welches wir im Gedächtnisse betrachten, wenden wir uns als einem primären Objekte, und darum mitunter auch in ähnlicher Weise wie ein Beobachtender zu.“ (Brentano (1874), 181)
- 10 Das war im Grund genommen auch der Standpunkt, den Kant eingenommen hatte, um die Auffassungen Lockes und Leibniz' zu versöhnen: „*Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu sein*, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? [...] Allein wir können uns doch mittelbar bewußt sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind. – Dergleichen Vorstellungen heißen dann *dunkele*.“ (Anthropol. I, § 5)
- 11 Darauf einzugehen würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Für eine ausführlichere Diskussion dieses Punktes vgl. Buzzoni (1989) u. (2003).

ELIZABETH VALENTINE

The Relation of Brentano to British Philosophy

Brentano's work has had its greatest influence in Austria, Germany, Poland and Italy, but its importance for an understanding of British analytical philosophy is increasingly being recognised.

Brentano visited England in 1872, meeting with Herbert Spencer amongst others; he had a preference for British philosophy, regarding Kant and Hegel as the height of decadence. Despite this, English editions of his work were slow to appear. For a long time the only work to be translated into English was *Our knowledge of right and wrong* (1902). The first English edition of *Psychology from an empirical standpoint* did not appear until 1973. A new edition has recently been prepared (1995). An English edition of *Descriptive Psychology* was published the same year.

It could be argued that Brentano's work set the agenda for much twentieth century British philosophy, with regard to method (analysis); topic (reference, intentionality and meaning); and, to some extent, doctrine (the shift from idealism to realism). A key figure in the mediation of this influence was G.F. Stout.

Stout, a pupil of Henry Sidgwick and James Ward in Cambridge, was one of the first in England to respond to Brentano's work. The defence of common sense in both Brentano and Sidgwick particularly attracted him and became a noteworthy feature of Cambridge philosophy. Stout's project in his *Analytic Psychology* (itself a translation of Brentano's 'deskriptive Psychologie'), published in 1896, was essentially Brentanian: 'to discover the ultimate and irreducible constituents of consciousness in general'. The work also contains frequent references to Brentano's pupils, Stumpf, Ehrenfels and Meinong. Stout refers to Brentano in four places in *Analytic Psychology*:

(1) In Book I, Chapter I, on the division of mental functions. Stout applauds Brentano's principle by which the classification of mental functions may be justified. However, he is at pains to distinguish Brentano's use of 'object' to refer to mental content (alias presentation or representation) from Kant's to refer to its reference, a crucial distinction (see below), which Stout maintained throughout his philosophical career.

(2) In Chapter V, on the difference between simple apprehension and belief, Stout cites Brentano as having treated the question with admirable care and acuteness in Book 2, Chapter 7 of the *Psychologie*. In the detailed discussion of Brentano's arguments which follows, Stout generally applauds but criticises too, in addition citing *Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis*.

(3) In Chapter VI, on feeling and conation, Stout criticises Brentano's treatment of what would now be termed the problem of vagueness in *Psychologie*, even having the audacity to suggest that he may have been misled by the linguistic ambiguity of *Lieben!*

(4) In Book II, Chapter VI, on Relative Suggestion, Stout quotes from *Das Genie*, in the course of criticising Bain's account of musical composition. Amongst Stout's pupils in Cambridge in the 1890s were G.E. Moore and Bertrand Russell. In a variety of ways their philosophy is continuous with his. Russell read Stout's *Analytic Psychology* 'as soon as it came out' (Griffin (1991)) and Moore claims to have read it 'with a good deal of attention' (Moore (1968)). Schar's (1996) thesis is that Stout was the mediator between the theories of Brentano and Twardowski, and the realism of Moore and Russell. According to her, Stout mentions the distinction between content and object in a footnote in 1892, discussing it further in 1893, where he contrasts 'thought-reference' or objective reference, with content or presentation which determines the direction of thought to an object. Twardowski published his treatment of the distinction in 1894, which led to further elaboration by Stout.

Moore and Russell regarded the content as psychological and hence too subjective to be the meaning of a term. For them, as for Stout, it is the objects of thought and judgment which form the meanings of terms. Moore explicitly defended a form of realism. His purpose in 'The nature of judgment' (1899) was much like Brentano's and Meinong's, to maintain the objectivity and the independence of objects of thought. His starting point was Bradley rather than British empiricism. In this paper he contrasted his notion of concept, which functions as an object of thought, with Bradley's notion of the content of an idea, denying the relevance of content for theories of judgement or meaning. The importance of his 'The refutation of idealism' (1903) to the realist movement can hardly be underestimated.

Russell drew the distinction between content and object sometime in or after 1904, giving an argument from Meinong via Twardowski. According to his theory of denoting (1905), the proposition in which the concept of *a man* occurs as subject is not about that concept, but about an actual man denoted or meant by that concept. (N.B. Russell later changed his mind, reacting against the earlier theories worked out by himself and

Moore, rejecting Brentano's defining feature of psychic phenomena as 'pointing to an object', preferring expressions like 'it thinks in me' or 'there is a thought in me'.) Russell also introduced the phrase 'propositional attitudes', which has become the canonical form for representing mental states.

Russell's theory of descriptions was offered as a way of dealing with problems raised by Meinong and Frege, as well as that of intentional objects. According to the theory, the class of names is restricted to expressions that directly designate actually existing individuals - which we directly confront in experience - without depending on the meaning of other terms. Other referring terms were construed as descriptions.

Philosophers who advocated a referential approach, in which the meaning of a term consists primarily in the objects to which it applies, were those responsible for the development of modern symbolic logic (Bechtel, (1988)). According to Passmore (1966), Brentano's theory of existential import is very much what Venn was to suggest as the best foundation for symbolic logic. Brentano's logical innovations were introduced to the English reader by J.P.N. Land (1876). In Passmore's view, this note is particularly interesting as foreshadowing the logical discussion of a later day: Land maintains against Brentano that although a universal proposition does not assert the existence of its subject it nonetheless 'presupposes' it.

Referential analyses of language were further developed by Ludwig Wittgenstein, particularly in his *Tractatus Logico-Philosophicus*, and the Logical Positivists, represented in England by A.J. Ayer. One of the problems they sought to address was that of non-referring expressions. The later Wittgenstein and ordinary language philosophers, such as Austin and Grice, challenged the referential approach to language, focussing attention on language use, though recently there has been something of a return to the formal analysis of language and logic.

Brentano's theme of intentionality was taken up by Anscombe (1957, 1965) and other British philosophers (c.f. the symposium on 'Intentionality and intensionality' held under the auspices of the Aristotelian Society in 1968, in which the participants were A.N. Prior, W. Kneale, J.O. Urmson and L.J. Cohen). But here again, there was a shift from the original Brentanian psychological concerns to those of logic and language (c.f. Chisholm's (1957) attempt to provide linguistic criteria, which would make explicit the logical features of intentional sentences).

Acknowledgements

This account relies on Bechtel (1988), Passmore (1966) and Schaar (1996). I am also indebted to L. Albertazzi, A. Machiraju and U.T. Place for guidance.

Literature:

- Anscombe, G.E.M. (1957) *Intention*. Oxford: Blackwell. (Second edition, 1963).
- Anscombe, G.E.M. (1965) The intentionality of sensation: A grammatical feature. In R.J. Butler (ed.) *Analytic philosophy*. Second series, 158-180. Oxford: Blackwell.
- Bechtel, W. (1988) *Philosophy of Mind*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Brentano, F. (1874) *Psychologie vom empirischen Standpunkte*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Brentano, F. (1902) *Our knowledge of right and wrong*. Ed. O. Kraus. English ed. R.M. Chisholm. English transl. R.M. Chisholm & E.H. Schneewind. London: Routledge, 1969.
- Brentano, F. (1973) *Psychology from an empirical standpoint*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Brentano, F. (1995) *Psychology from an empirical standpoint*. English ed. L.L. McAlister. Transl. A.C. Rancello, D.B. Terrell and L.L. McAlister. London: Routledge.
- Brentano, F. (1995) *Descriptive psychology*. Transl. and ed. Benito Müller. London: Routledge.
- Chisholm, R. M. (1967) Intentionality. In P. Edwards (ed.) *The Encyclopedia of Philosophy*, vol. IV, 201-4. New York: Macmillan.
- Griffin, N. (1991) *Russell's Idealist Apprenticeship*. Oxford: Oxford University Press.
- Land, J.P.N. (1876) Brentano's logical innovations. *Mind*, 1, 289-292.
- Moore, G.E. (1899) The nature of judgment. *Mind*, 8, 176-193.
- Moore, G.E. (1903) The refutation of idealism. *Mind*, 12, 433-453.
- Moore, G.E. (1968) An autobiography. In P.A. Schilpp, *The Philosophy of G.E. Moore*. Open Court, La Salle. 3-39.
- Passmore, J.A. (1966) *A Hundred Years of Philosophy*. Second edition. London: Duckworth.
- Prior, A.N., Kneale, W., Urmson, J.O., and Cohen, L.J. (1968) Intentionality and intensionality. In *Proceedings of the Aristotelian Society. Supplementary Volumes XLVII*, 91-142.
- Russell, B. (1905) On denoting. *Mind*, 14, 479-493.
- Schaar, M. van der (1996) From analytic psychology to analytic philosophy: the reception of Twardowski's ideas in Cambridge. *Axiomathes*, 7, 295-324.